

www.e-rara.ch

"Klein, aber Mein"

Schindler-Escher, Caspar

Zürich, 1886-1887

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: A 882 fol.

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-9250>

[Zweites Heft.]

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



Bericht über drei bei Bülrich gebaute Familienhäuschen

mit Grundrissen und Perspektiven

von

C. Schindler-Escher.

Mit einer Abhandlung

über „häusliche Gesundheitspflege“ von Dr. Gustav Custer, prakt. Arzt in Bülrich
und von Frh. Rüdiger über „den Werth der Diege für Haus und Familie“.

Zweites Heft.

Bülrich,
Verlag von Meyer & Zeller.
(Reinmann'sche Buchhandlung.)
1887.

Für jedes der drei Häuschen ist ein Werkplan im Maaßstab von 1 : 50 angefertigt worden. Demselben ist eine Spezifikation der Baukosten beigegeben.

Der Werkplan sammt Kostenberechnung für jedes Häuschen kann einzeln durch die Buchhandlungen bezogen werden.



Bericht über drei bei Bürich gebaute Familienhäuschen

mit Grundrissen und Perspektiven

von

C. Schindler-Escher.

Mit einer Abhandlung

über „häusliche Gesundheitspflege“ von Dr. Gustav Custer, prakt. Arzt in Bürich
und von Frh. Rüdiger über „den Werth der Biege für Haus und Familie“.

zweites Heft.

Bürich,
Verlag von Meyer & Beller.
(Reimann'sche Buchhandlung.)
1887.

Druck von Zürcher und Furrer in Zürich.

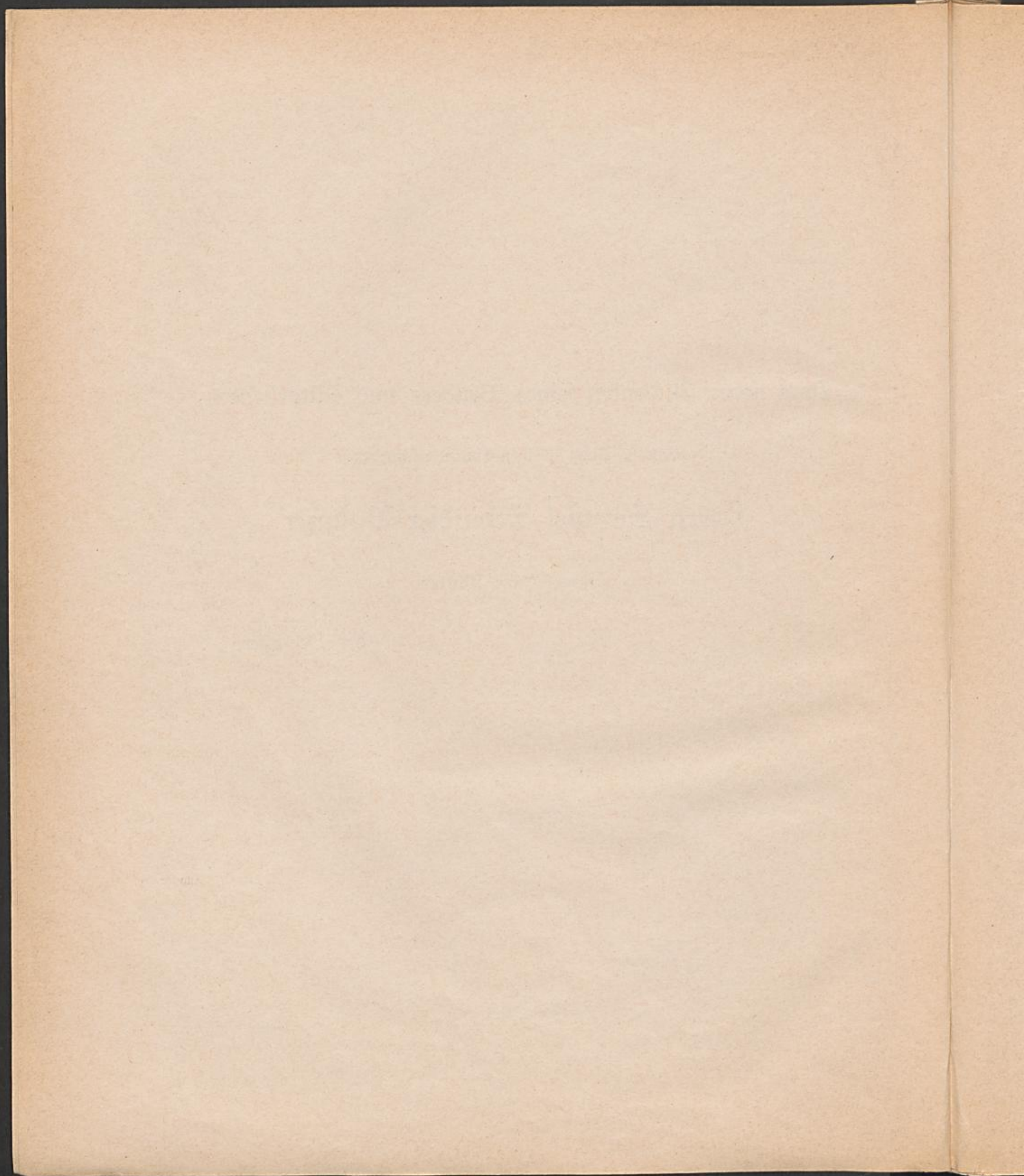
Dem lieben Andenken seines Bruders und Mitarbeiters,

des am 9. März 1887 in Lindau verstorbenen

Herrn Samuel Schindler-Bodmer

widmet diese Blätter

der Verfasser.



Als Rekapitulation für Diejenigen, welche das erste Heft nicht gelesen haben, sei hier nur kurz erwähnt, daß in demselben die Frage besprochen wurde, ob durch Errichtung kleiner Heimwesen auf dem Lande die Wohnungs-, Lebens- und Besitzverhältnisse des von seiner Arbeit lebenden Mannes verbessert werden können.

In dem kleinen, nur für eine Familie bestimmten Haus fördert und erhält gute Luft, viel Sonne und Licht, Trockenheit und Wärme die Gesundheit. Der Bodenertrag von dem Gütchen an Milch, Kartoffeln, etwas Obst und Gemüse verringert den Miethzins und ermöglicht es, eine kleine Summe zu erübrigen für allmähliche Abzahlung des Heimwesens.

Die Aussicht auf einen solchen Besitz soll den Mann zu tüchtiger Arbeit und gutem Haushalt anspornen. Damit aber die Verwirklichung dieser Hoffnung nicht in fast unerreichbarer Ferne stehe, dürfen die Kosten für das solid gebaute, wenn auch kleine Haus, den Betrag von 4000 Franken so wenig als möglich übersteigen. Nur bei dieser Summe ist das aufgewendete Kapital sicher angelegt und wird sich, wenn auch in bescheidener Weise, verzinsen. Das Kapital soll nicht geschenkt werden, aber es soll suchen sich solchen humanitären Zwecken dienstbar zu machen.

Um zu erfahren, was zur Zeit in Bezug auf den Bau von Einzelhäusern geleistet werde, fand im Februar 1885 auf Veranlassung des leider seither verstorbenen Hrn. Samuel Schindler eine Preisausschreibung statt zur Einreichung von Plänen und Kostenberechnungen für Familienhäuschen mit Stall.

In der Begründung für diese Ausschreibung (bei F. Schulthess, Zürich 1885) wurde Seite 10 namentlich auf Philadelphia verwiesen, wo die Fabrikation derartiger Bauten eine bedeutende Industrie beschäftigt, und wo trotz der hohen amerikanischen Löhne solche Häuschen um Doll. 600—1000 (Fr. 3000—5000) in solider und zugleich geschmackvoller Ausführung geliefert werden. Damit sollte gezeigt werden, daß in Amerika fabrikmäßige Herstellung und Konkurrenz thatsächlich Preise erreicht haben, welche bei uns für viel zu niedrig gelten.

Wenn es auch für den Bessergestellten nicht darauf ankommt, ob die Baukosten Fr. 1000 oder Fr. 1500 mehr oder weniger betragen, so ist es dagegen für einen Mann, der ganz kleines Einkommen und vielleicht eine Schaar Kinder hat, geradezu eine Lebensfrage, ob er so viel am Hausbau ersparen und ihn mit zum Ankauf eines ertragreichen Grundstückes erwerben kann oder nicht.

Einer großen Zahl von Konkurrenzarbeiten wurden dann einzelne Projekte entnommen und im ersten Heft mit Detailplänen und Kostenberechnungen publizirt.

Da nun aber bekanntlich Voranschläge und wirkliche Kosten oft sehr verschiedene Dinge sind, war es nöthig einige Häuschen zu errichten. Theils um eigene Erfahrung in Bezug auf die Baukosten zu machen, theils um zu versuchen, ob sich eine Konstruktion finden lasse, welche sich speziell für solche Kleinbauten eignet, wurden zuerst zwei Häuschen in Wipfingen gebaut.

Es ist Pflicht, nach der dabei gemachten Erfahrung rückhaltslos zu gestehen, daß, so wie die Dinge heute noch liegen, nur ein sehr kleines Haus um die Summe von Fr. 4000—4500 in der Nähe von Zürich, einzeln und in untadelhaft solider Weise gebaut werden kann.

Zwischen einem leicht und einem solid gebauten Häuschen ist freilich ein großer Unterschied.

Unter dem Letzteren ist zu verstehen ein ganz solider Unterbau, sei es von Bruchsteinen oder in Beton, dichte Zauchetröge mit Portland verputzt, Unterkellerung der Wohnräume, eiserne Träger statt der Balken im Erdgeschoß, trockene, mindestens 70 Centimeter über dem äußern Niveau liegende Wohnräume, Umfassungswände, welche Kälte und Nässe gänzlich abhalten, Vermeidung gewundener Treppen, guter Herd und Ofen, solides vor aller Nässe schützendes und warmhaltendes Dach, und Doppelfenster in den Stuben, den Kammern und in der Küche.

Die in Wipfingen gemachten Erfahrungen führten dann zur Errichtung eines Häuschens in Altstetten, welches nicht über Fr. 4500 kostet, dafür aber freilich auch sehr klein ist.

Um mit Bezug auf eine Konstruktionsart etwas zu versuchen, sind die beiden Häuschen in Wipfingen und zum Theil auch dasjenige in Altstetten mit hohlen Umfassungswänden ausgeführt worden.

Darüber und über den Unterbau in Beton soll nun in Kürze nach bestem Wissen und Können berichtet werden.

Die Bauart mit hohlen Wänden hat den Vortheil, daß sie billiger und schneller ausgeführt ist, und daß die Wände schneller trocken sind, als Bruch- und Backsteinmauern. Ferner sind derartige Wände entschieden wärmer als Kiegel oder dünne Doppelmäuerchen, auch verhindern sie durch die äußere hölzerne Verchalung das Durchschlagen des Regens.

Die Arbeit dieser Wandkonstruktion läßt sich leichter in Afford vergeben und macht es möglich, daß alle folgenden Arbeiten unter Dach gemacht werden können, sobald der Unterbau fertig, der Zimmermann aufgerichtet hat und das Dach eingedeckt ist.

Nur durch die Affordarbeit lernt der gute Arbeiter nach und nach alle die kleinen Vortheile, die ihm rasche und doch gute Leistung möglich machen.

Bei Tagelohnarbeit ist der Bau, besonders wenn es sich um ein einzelnes Häuschen draußen auf dem Lande handelt, von dem guten Willen der Fuhrleute, Maurer und Handwerker, sowie von Wind und Wetter viel zu sehr abhängig. Wenn es bei Regenwetter nicht in Strömen gießt, so wollen sie doch arbeiten und sitzen dann oft stundenlang in der Bauhütte statt an der Arbeit, oder wenn eine Arbeit füglich Donnerstag oder Freitag vollendet sein könnte, wird sie glücklich hinausgezogen bis zum Samstag Abend. Dadurch gehen aber für den Baumeister von seiner bescheidenen Provision, sagen wir Fr. 3—400, sehr schnell 100 Fr. oder mehr verloren.

Läßt man es überhaupt nur auf die Leute ankommen wie viel Zeit und Material sie verwenden wollen, oder sorgt einer nicht einmal dafür, daß das jeweiligen nöthige Material auf dem Platze ist, ehe er die Bauleute schickt, dann sind die verschiedenen Ansätze, so richtig sie für größere Bauten sein mögen, hier viel zu niedrig. Das, was so drum und dran hängt bis alles fertig ist, kostet dann auch fast so viel Geld, Zeit und Mühe, als bei einem großen Bau.

Erst wenn einmal ein Unternehmer aus dem allerdings kleinlichen Geschäft solcher Kleinbauten eine Spezialität macht, Alles bis in das allerkleinste Detail ausdenkt, den Materialbedarf auf das Genaueste voraus rechnet und kontrollirt und wo immer möglich auch etwa persönlich mit angreift, bekommt die Sache einen gewissen Schwung. Durch solche angestrenzte Arbeit und Konzentrirung der Kräfte wird aber auch eine Leistung möglich, bei welcher noch Nutzen bleibt, wo ein anderer in Wirklichkeit Schaden hat.

Die Zimmer-, Schreiner- und Glaserarbeit muß, soweit irgend möglich, auf dem gleichen Werkplatz fix und fertig gemacht und sammtlich auf den Bauplatz gebracht werden. Das Beste wäre, wenn Bauleute sich zusammenthun würden, die Häuschen gemeinsam zu bestellen und ausführen zu lassen. Wird im Herbst bestellt, so daß obige Arbeit über Winter gemacht werden kann, so bekäme mancher Bauhandwerker, der in dieser Zeit Mangel an Arbeit hat, willkommenen Verdienst.

Die drei gebauten Häuschen sind von verschiedener Größe, zwei davon haben gute Dimensionen mit vielem Raum im Unterbau, im Erdgeschoß und Dachstock. Sie stehen in Wipfingen neben der Bahnlinie.

Das untere derselben, Nr. 255, mit dem Spruch: „Ohn' Gottes Gunst ist unser Bau'n ungunst“, hat einen kleinen Garten, groß genug für Sommer- und Wintergemüse und Kartoffeln. Zu demselben gehört kein Pflanzland, es hat daher auch keinen Stall und Heuboden. In seinem Unterbau enthält es einen Keller mit $15\frac{1}{2}$ m² und zwei weitere große Räume, welche zusammen als Waschhaus mit Bügelzimmer oder auch als Werkstatt mit Materialraum benutzt werden können. Auf dem beigegebenen Werkplan ist übrigens der hintere Raum nicht ausgegraben, die Küche nicht unterkellert, da in der Regel die beiden vordern Räume vollständig genügen werden.

Im Erdgeschoß ist eine Wohnstube mit 14,44 m² und eine Nebenstube mit 13 m², eine Küche mit 10 m². Im Dachstock sind zwei Kammern mit je 13 m² und einem freien Windenraum von 15,89 m². Letzterer kann durch

eine Wand abgeschlossen werden, wodurch noch eine dritte Kammer gewonnen wird. Wie bequem und nützlich übrigens, wie geradezu nothwendig ein offener Windenboden ist, das weiß jede Hausfrau. Das Einzelnenster hält 1 m², in den Stuben, Kammern und in der Küche sind überall auch äußere Fenster für den Winter und Fensterladen für den Sommer angebracht. Die Baukosten für dieses Häuschen, für deren Detail auf die Kostenberechnungen mit Werkplänen verwiesen wird, betragen ohne Unterkellerung der Küche Fr. 5600. —
das dazugehörige Gartenland mißt 523 m² und kostet à Fr. 2.55 (oder ca. 23 Cts. per □') „ 1334. —
somit im Ganzen Fr. 6934. —

Zu den Kosten für das Land ist die Anlage des Brunnens, der Straße und Wege, die Wasserableitung, die Einfriedigung und das Bepflanzen mit Obstbäumen inbegriffen. Das Grundstück kostet 5 Cts. per □', obige Arbeiten also ca. 18 Cts. per □'.

Herr Baumeister Ferdinand Kuhn in Untersträß bei Zürich übernimmt die Ausführung zu diesem Preise unter Zuschlag, resp. Reduktion derselben je nach dem Preise der Baumaterialien an den betreffenden Bauplänen. Hr. Kuhn kann aber diesen Kostenpreis nur dann einhalten, wenn es ihm möglich gemacht wird, mindestens 4—6 gleichzeitig erhaltene Aufträge während der Winterszeit, soweit dies überhaupt möglich ist, auf seinem Werkplatze auszuführen.

Der Unterbau ist in Stampfbeton hergestellt. Die schon erwähnten Umfassungswände bestehen aus einem, zwischen zwei Schilfbrettern eingeschlossenen Hohlraum von 12 Centimeter Weite (der Pfostendicke). Die Schilfbretter, in der Dicke von 3 Ctm. sind inwendig und auswendig über die Pfosten geschlagen. Diese Letzteren stehen auf einer Mauerlatte von Eichenholz und reichen von Oberkantsockel bis unter das Dach. Die Eckpfosten sind überall stärker.

Stampfbeton wurde deswegen für die Fundamente und für den Unterbau gewählt, weil Bruchsteine, der größeren Mauerdicke wegen, hier theuer zu stehen kommen. Wenn es sich ferner einmal lohnen wird die nöthigen Schablonen und Werkzeuge, wie sie in England gebräuchlich sind, für dieses Betonmiren anzuschaffen, so wird man den Unterbau mit keinem andern Material so billig herstellen können. Zudem ist doch fast überall Kies und Sand zu finden und Cement kann auf jeder Bahnstation abgeladen werden.

Diese Bauart empfiehlt sich aber endlich noch weil dazu einheimischer Cement gebraucht werden kann. Bei unsern Bauten wurde der Schlackencement vom Eisenwerk der Herren v. Rolke in Gerlafingen verwendet. Man hat es den Bemühungen des Hrn. Prof. v. Tetmajer*) am eidg. Polytechnikum zu verdanken, daß die bis anhin werthlose Hochofenschlacke für den Schlackencement eine vortreffliche Verwendung erhalten hat, indem sie mit gewöhnlichem Kalk fein zermahlen wird. Dieser Schlackencement, bei Waggonladungen zu Fr. 3.25 per 100 Kilo franco Bahnhof Zürich geliefert, hat uns im Verhältniß von 1 : 9 oder 150 Kil. Cement per 1 m³ eine vorzügliche Betonmauer geliefert. Herr Prof. v. Tetmajer, der sich auf verdankenswertheste Weise um die Betonarbeit an unsern Häuschen bemüht hat, ließ für Sand und Kies je eine viereckige Kiste (ohne Boden) machen, deren Größe genau abgemessen war und dem Volumenverhältniß auf einen Sack Cement entsprach. Dies Verfahren ist nothwendig, wenn man genau arbeiten will. Das Messen mit Carretten (Schubkarren) — ob diese gestrichen oder gehäuft, gerüttelt oder leicht gefüllt werden — ist unzuverlässig.

Da ein Sack Cement (50 Kil.) ein Volumen von 0,050 m³ einnimmt, so mußte das Maß für gewaschenen Kies 0,36 m³ und dasjenige für gewaschenen Sand 0,088 m³ betragen.

Für einen Kubikmeter fertige gutgestampfte Betonmauer braucht es 3 Sack (oder 150 Kil.) = 0,15 m³ Cement, 1,08 m³ gewaschenen Kies und 0,26 m³ gewaschenen Sand.

Die Steine im Kies dürfen nicht größer sein als eine Baumnuß, aber auch ja nicht so fein wie im Gartenkies, da man in diesem Falle bedeutend mehr Cement braucht. Außerordentlich viel kommt darauf an, daß alle erdigen oder lehmigen Bestandtheile aus dem Kies und dem Sand weggewaschen werden. Das Einlegen von größeren oder kleineren Steinen, wie dies so oft geschieht um Cement zu sparen, darf durchaus nicht geduldet werden, besonders wenn die Mauerchen nur eine Dicke von 30 Ctm. bekommen. Sehr wichtig für das gute Gelingen ist gleichmäßiges

*) Siehe dessen Arbeit „über Schlackencement“ im Notizblatt des Ziegler- und Kalkbrennerevereins Nr. 2, 1887. Berlin. Kesselfstraße Nr. 7.

starkes Einstampfen der weichen Betonmasse zwischen den Einschalungsbrettern. Sonnenschein, überhaupt jeder vorzeitige Wasserentzug, benachtheiligt die Endfestigkeit des Betons. Ein constantes Feuchthalten durch Begießen der Konstruktion in den ersten 8–10 Tagen ist sehr zu empfehlen.

Die Mauer soll aus dem gleichen Grunde bald nach dem Ausschalen mit gutem hydraul. Kalk beworfen werden. Das Ausschalen, d. h. das Wegnehmen der Bretter darf erst nach 24 Stunden, nicht früher, vorgenommen werden. Zum Verputz eignet sich der Schlackencement wegen der darin entstehenden Lufrisse nicht, ebensowenig für Mauern, welche hoch über den Boden zu stehen kommen. Für den Unterbau solcher kleiner Häuser ist er aber sehr gut. Schade, daß er nicht noch etwas billiger ist, damit er mehr Verwendung finden könnte und damit man nicht gar zu ängstlich darauf achten müßte, ob etwas mehr oder etwas weniger davon gebraucht wird. Seinen heutigen, vielleicht noch etwas zu hohen Preis verdankt er der Schwierigkeit der Mahlung der granulirten Schlacke, die wesentlich feiner gemahlen werden muß, als dies bei andern hydraul. Bindemitteln üblich ist.

Die Einschalungskosten sind gewöhnlich viel höher als man glaubt. Wenn man nicht abgepaßte Schablonen von Holz oder Eisen verwendet, so braucht diese Arbeit viel Mühe und Zeit und oft geht durch das Zerschneiden von Brettern und Pfählen eine Menge Holz verloren. Auch für Kellerzüge, die vom Kellerboden bis in die Bank der Kellerfenster gehen, für den Kaminzug, der bis ca. 1½ Meter über den Kellerboden reicht, sowie für die Luftzüge und die Kellerfenster muß man passende Rundhölzer und Schablonen verwenden, wenn die Arbeit rasch abgemacht werden soll.

Es ist sehr schwer für die Kosten von Betonmauern einen allgemein gültigen Ansat zu machen. Jedenfalls ist aber der Ansat von Fr. 16 per m³, wie er in der dem ersten Heft beigegebenen Preisanalyse notirt ist, für solche Kleinbauten viel zu niedrig.

Für einen Kubikmeter Betonmauer brauchten wir 1,11 m³ oder ungefähr 20½ Carretten ungewaschenen Kies. Derselbe hat beim Waschen sozusagen keine Abnahme ergeben, und 0,32 m³ oder ungefähr 6 Carretten ungewaschenen Sand, welcher beim Waschen ungefähr einen Viertel seines Volumens verloren hat, nebst 150 Kilo oder 3 Sack Schlackencement.

Die Benne ungewaschener Kies kostete in Wipfingen Fr. 5. 80 (wovon Fr. 3 Fuhrlohn), die Benne Sand bei gleichem Fuhrlohn Fr. 7. —, der Schlackencement stellte sich auf den Bauplatz geliefert auf Fr. 3. 70 per 100 Kil. 1 Benne ist gleich 50 Kubikfuß oder gleich 1,35 m³ (37 Kubikfuß gleich 1 m³). Die Benne hat 25 Carretten, 1 Carrette ist gleich 2 Kubikfuß oder 0,054 m³.

Bei diesen Ansätzen waren die Kosten für 1 m³ Betonmauer folgende:

21 Carretten ungewaschener aber sehr sauberer Kies à 24 Cts.	Fr. 5. 05
6 " " Sand à 28 Cts.	" 1. 70
150 Kil. Schlackencement à Fr. 3. 70 auf dem Platz	" 5. 55
Die Arbeit des Waschens, Ein- und Ausschalens, des Betonmirens (mit den Kosten für abgepaßte Schablonen)	" 6. 50
	<hr/>
	Fr. 18. 80
dazu Provision "	" 2. 20
	<hr/>
	Fr. 21. —

Die Kosten für die Arbeit der Einschalung sind sehr verschieden. So lange man nicht richtige eiserne Schablonen (wie in England) hat, thut man am besten nur ganz glatte Mauern, ohne Abätze zu betonmiren. Zwischenmauern, Pfeiler, Thüren, Fenster, Treppen, ja sogar Zauchtröge werden schneller mit Back- oder Cementsteinen gemacht. Für alle Betonarbeit, auch wenn dieselbe noch so einfach ist, muß man immer wenigstens einen Mann haben, welcher mit dieser Arbeit vollkommen vertraut ist.

In den Häuschen Nr. 255 und 256 sind die Umfassungsmauern 40 Ctm. dick (ohne Verputz); die Zwischenmauern 25 Ctm. Bei dem Häuschen in Altstetten, wo ein ganz feststehender Lehmboden keinen Erddruck befürchten läßt, wurden die Umfassungsmauern nur 30 Ctm. stark gemacht.

Statt hölzerner Balken müssen im Erdgeschoß durchaus eiserne Träger gelegt werden, welche in der Stärke von Nr. 10 (10 Ctm. hoch) auf 1,30 M. Spannweite und 3,20 M. Länge für diese kleinen Bauten vollkommen genügen. Bei dem Preis von Fr. 15.— per 100 Kil. stellt sich der laufende Meter, welcher in Nr. 10 ca. 9 Kil. wiegt, für Grundiren, Fracht, Verlegen und Provision auf ca. Fr. 2. 40. Zwischen die Träger wurde in den Häusern Nr. 255 u. 256 unter den Wohnräumen ein Schrägboden und auf diesen eine Auffüllung von trockenem Sand gelegt. Das ist aber nicht zu empfehlen. Viel besser ist ein Guß von hydraul. Kalk mit gewaschenen Schlacken (nicht etwa Bösch) im Verhältniß 1:5. Schlacken sind besser als Kies, da sie viel leichter sind. Mit Kiesbeton müßten mindestens T-Eisen Nr. 12 genommen werden. Zur Einschalung unter den Eisenträgern werden die Einschaltungsbretter gebraucht, die zur Einschalung der Kellerwände gedient hatten.

In den Guß zwischen die T-Eisen werden vor dem Eingießen Doppellatten als Fußbodenlager eingelegt zum Aufnageln des Fußbodens. Der Quadratmeter von solchem Guß kostet ca. Fr. 3. 10. Der Wärme wegen wurde zwischen diesem Guß und den Fußbodenbrettern Isolirfilz gelegt, welcher per m² Fr. 1. 20 kostet.

In der Küche, im Gang und in den Abtrittboden wird gewöhnlich ein Cementverputz über den Cementguß gemacht, billiger aber ist es, auf denselben gewöhnliche Bodenplättli in Cement zu legen.

Unter dem Podest des Treppenhauses liegt, wie der Plan zeigt, der Behälter für die Asche, welche oben eingeworfen und unten herausgenommen wird.

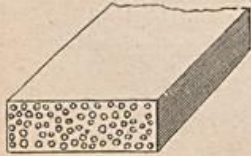
Das Holzgerüst der Umfassungswände besteht aus senkrechten Pfosten von 5/12 Ctm. Stärke, nur die Eckpfosten sind stärker. Die Querverbindung ist hergestellt durch Verschraubung der Pfosten, an den Langseiten mit dem Balken, an den Giebelseiten mit der Mauerlatte, wodurch die Hölzer weniger verschwächt werden als beim Durchlöchen der einzelnen Theile.

Aus demselben Grunde sind Querriegel ganz weggelassen und Büge nur unter der Dachpfette gegen die stärkern Eckpfosten angelegt; durch die dreifache Verschalung der Wände erhalten dieselben ohnedies Stabilität genug.

Mit dieser Konstruktionsart, welche in Amerika für kleine Gebäude überall eingeführt ist, werden an einem solchen Kleinbau nahezu 3 m³ Holz erspart gegenüber der sonst üblichen Art, mit Absezung der Wände auf jedem Gebälk und Einlassen von Bügen und Riegeln.

Die Dachkonstruktion ist kaum einfacher zu gestalten und besteht nur aus den Längspfetten und Sparren, die in der Höhe der Zimmerdecke durch angeschraubte Zangen, welche zugleich zur Aufnahme der Decke dienen, zusammen gehalten werden.

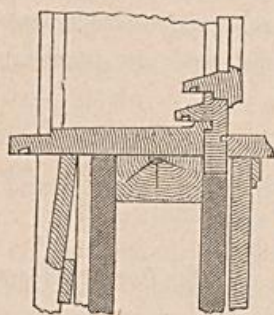
Die Schilfbretter (von Girardi u. Co. in Zürich) in einer Stärke von 3 Ctm. verwendet, werden in- und auswendig über die Pfosten geschlagen und zwar liegend, nicht aufrecht stehend. Sie gestatten eine sehr rasche Arbeit, da zwei geübte Leute im Tag 40 à 50 m² anschlagen können. Könnte man dieselbe vollends in abgepaßter Länge machen lassen, so würde das Anschlagen noch bedeutend schneller gehen und Abfall vermieden. Bei diesen Schilfbrettern ist vor Allem darauf zu achten, daß die Fugen, wo die Bretter zusammen stoßen, durch Gipsbrei sehr gut geschlossen werden und daß das Abglätten der ganzen Wand mit Gips recht sorgfältig gemacht wird. Die Bretter sind in der Regel 20 Ctm. breit und 3 Mtr. lang (siehe Figur).



Sie lassen sich sägen wie Holz. Die in dem weichen und nachher hart werdenden Gips eingelegten Schilfrohre geben dem Brett Halt und helfen sehr zum allmählichen Austrocknen des Gipses. Es ist wichtig, daß man nur ganz trockene Bretter verwendet, der m² darf in 3 Ctm. Dicke nicht über 24 Kilo wiegen.

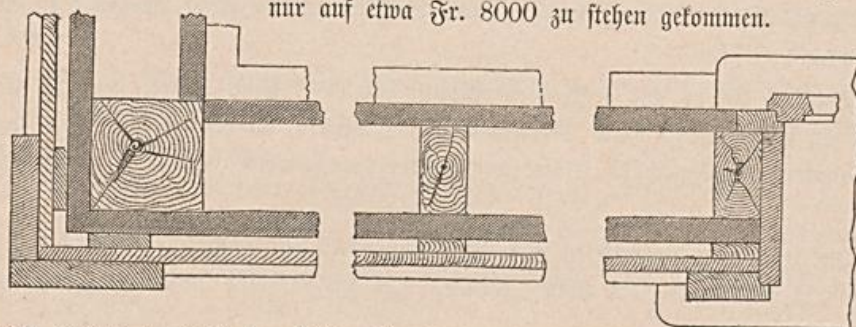
Der Raum zwischen den Pfosten (12 Ctm.) ist durch diese feuerfesten Bretter vollständig abgeschlossen und Niemand wird bestreiten, daß eine solche Luftschicht wärmer hält, als eine gleich dicke Steinmauer. Was aber mit Luft zu bauen ist, dafür sollte man keine Steine herschleppen.

Diese Umfassungswände*) halten die Wärme um so besser zusammen, weil über dem äußern Schilfbrett noch einmal eine eingeschlossene Luftschicht zu stehen kommt. Zum Schutze der Schilfbretter, welche durch Nässe weich werden, ist es nämlich nöthig, über dieselben eine hölzerne Verschalung anzubringen; man legt dieselbe aber nicht unmittelbar auf das Gipsbrett, sondern es werden Dachlatten entweder senkrecht oder wagrecht (je nachdem die Verschalung eine senkrechte oder wagrechte werden soll) durch die Schilfbretter auf die Pfosten genagelt. Dadurch entsteht eben der erwähnte zweite hohle Raum von beiläufig 3 Ctm. (Dicke der Latten.) Siehe Figur.



Die hölzerne Verschalung kann entweder sog. Jalousiever Schalung (horizontal) oder eine senkrechte mit Deckleisten sein. Die horizontale ist viel hübscher, braucht aber viel Zeit und genaue Ausführung und ist daher kostbilliger. Statt der Schilfbretter kann man auch rauhe Bretter, in einander gemuthet, schief über die Pfosten schlagen und darauf auswendig einen Schindelbeslag und inwendig eine Täferung anbringen. Solche Bauart kommt häufig im Kanton Zug vor. Dort wird der hohle Raum mit Moos und dergleichen ausgefüllt, was aber kaum nöthig ist.

Das Gebäude der Heilanstalt Aegeri ist in dieser Weise gebaut. Eine neben dem Haupthause stehende Baracke, für 12 Betten eingerichtet, hat Schilfbretterwände und ist nur auf etwa Fr. 8000 zu stehen gekommen.

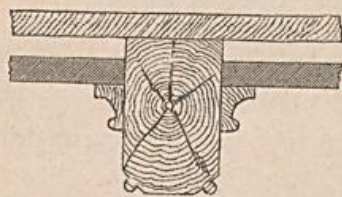


Auch in dem kalten Moskau hat man Spitalpavillons mit hohlen Wänden solcher Art gebaut und sie seien im Winter wärmer als die gemauerten Räume.

Wie viel Gutes könnte durch die Anlage so wohlfeiler Bauten für gemeinnützige Zwecke aller Art

erreicht werden, was bei den Kosten für Steinbauten nicht möglich ist!

Da sich Holzkonstruktionen in der Ebene erfahrungsgemäß weniger gut halten als auf den Bergen, wo wir ja sehr gut erhaltene Holzhäuser von mehreren hundert Jahren haben, wurde die Verschalung mit heißgemachtem Carbolineum Avenarius (von F. Bauer u. Co. in Basel) angestrichen. Dieser Anstrich ist nicht theuer (1 Kil. genügt für 5 m²) und kostet im Großen 45 Rp. per Kilo. Er soll sehr günstig auf die Erhaltung des Holzes wirken. Die braune Farbe ist zwar etwas düster, gibt aber ungefähr das Aussehen von altem, sonngebräuntem Leichenholz. Auf einen solchen Carbolanstrich kann man für ein Jahr Delfarbe nicht streichen, da sie durch das Carbolineum zerstört wird.



Nach Art der von Herrn B. Kirchen, Architekt der schweiz. N.-O.-B., bei den Bahnwärterhäuschen angewandten Decken bleiben an der Stubendecke die Balken, deren Ecken gebrochen sind, sichtbar. Zwischen denselben liegt auf Kehlleisten, welche rechts und links an die Balken genagelt sind (siehe Figur), ein Schilfbrett und dient als Schrägboden und Decke zugleich. Für diesen Zweck eignet sich das Schilfbrett sehr gut, da es hier nicht erst noch besonders geschützt

*) Die Kosten derselben per Quadratmeter sind ungefähr folgende:

Äußere Holzverschalung mit senkrechter Schalung und Deckleisten	Fr. 1. 80
Einmaliger Anstrich mit heißem Carbolineum	" — 40
Dachlatten	" — 10
Äußeres Schilfbrett 3 Cm dick à Fr 1. 50 Anschlagen und Ausgießen der Fugen	Fr. —. 60
Holzkonstruktion der Wand per m ²	" 1. 20
Inneres Schilfbrett 3 Cm Fr. 1. 50, Anschlagen, Ausgießen und Abglätten	Fr. —. 80
Abreiben desselben und Anstrich mit Leimfarbe	" — 25
	Fr. 8. 15

werden muß. Diese Art von Decken macht sich gar nicht übel, die Räume scheinen etwas höher, als wenn die Decke über die Balken geschlagen wird.

Die Zwischenwände werden sehr oft auch von Schilfbrettern gemacht. Da letztere aber das Einschlagen von Nägeln nicht vertragen und auch die Thüren nicht fest genug darin sitzen, scheint für ganz dünne Zwischenwände eine Bretterwand beidseitig mit Gipslätli beschlagen, verputzt und abgerieben, viel empfehlenswerther zu sein.

Die Zwischenwände zwischen Stuben und Küche, Küche und Abtritt und im Dachstock zwischen den Kammern sind mit Schlackensteinen in der Größe von 30/15/9 Ctm. ausgemauert worden. Mit diesen großen Steinen kann man sehr rasch mauern und braucht wenig Mörtel. Sie sind sehr leicht und die Mauern davon sind bald trocken.

Der Ofen, ein guter Blechofen mit feuerfesten Chamottesteinen gefüttert, wird in der Stube selbst geheizt.

In der Nebenstube ist statt der Kunstwand ein Blechcylinder (Tambour), welcher mit dem Herd in der Küche so in Verbindung steht, daß die Wärme, ehe sie ins Kamin geht, zuerst den Cylinder zu passiren, resp. zu erwärmen hat. Die heiße Luft muß in dem Cylinder oder Tambour dreimal auf- und niedersteigen, ehe sie ins Kamin kommen kann. Eine solche Einrichtung kostet nicht viel (Fr. 28), und muß doch im Herbst und Frühling die Herdwärme aus.

Die Küche mit 12 m² hat einen eisernen Herd mit zwei Löchern, Bratofen, Wasserschiff und Dörrofen. Sie ist absichtlich so groß gemacht, damit die Familie in derselben ihre Mahlzeiten einnehmen kann, wodurch leichter Reinlichkeit in der Wohnstube erhalten wird.

In der Küchenthüre ist statt der obern Füllung ein Fenster eingesetzt, damit die am Herd stehende Frau Jedermann sieht, der durch die Hausthüre eintritt.

Zwei geräumige Kammern im Dachstock haben wiederum ganz absichtlich groß gemachte, gegen Mittag gehende Fenster, damit Luft und Licht recht reichlich eintreten können.

Die Decken der Kammern bestehen aus 3 Ctm. dicken Schilfbrettern, welche auf die Sparren genagelt sind und ebenfalls mit Leinöl gestrichen wurden.

Auf der Einschalung über den Dachsparren liegt die Dachpappe, über dieser ist gelattet für die Falzziegel, die an den Giebeln in die Stirnbretter eingeschnitten sind.

Im Abtritt ist ein Dunstrohr, welches über das Dach hinausgeht. Seine untere Oeffnung steht im Fauchetrog immer über der Fauche, während das Abtrittrohr selbst so tief in die Grube gehen muß, daß seine Oeffnung immer unter der Oberfläche der Fauche steht.

Sämmtliches Holzwerk im Häuschen wurde mit Bürsten, Seife und Soda sauber gereinigt und mit hellem, heißgemachtem Leinöl getränkt.

Es wird getadelt, daß die Stuben dieser Häuschen keine Fenster auf den Längsseiten haben. Sie wurden weggelassen wegen den Kosten, welche mit Doppelfenster und Fensterladen ziemlich groß sind, aber auch deswegen, weil die Wand im Innern ganz bleibt und daher Möbel besser gestellt werden können, endlich weil die Kälte durch eine, von Fenstern unterbrochene Hauswand leichter eindringt, als durch eine geschlossene Wand.

Die Gärten sind unter der Leitung und freundlichen Mithilfe von Herrn Privatdozent Mertens (Firma Fröbel u. Mertens) angelegt worden.

Das Häuschen Nr. 256 hat den alten Spruch: „An Gottes Segen ist Alles gelegen.“

Dies Häuschen steht in unmittelbarer Nähe des so eben besprochenen vordern. Es hat im Erdgeschos und Dachstock so ziemlich die gleiche Eintheilung und Bauart.

Die Baukosten betragen	Fr. 6400. —
Der Garten mit 653 m ² à Fr. 2. 55	„ 1665. —
	<hr/> Fr. 8065. —

Im Unterbau, der ebenfalls ganz aus Beton mit Schlackencement gemacht ist, liegt unter der Wohn- und Nebenstube ein Keller und ein Remisenraum; unter der Küche der Stall. Der Boden des Letztern ist etwa 15 Centm. tief betonirt, hat einen hölzernen Boden für die Ziegen und eine Krippe mit Barren. Ein eigener Ventilationszug geht bis an den Boden desselben und über das Dach hinaus. Die Stalldecke, resp. der Küchenboden liegt auf eisernen

Trägern mit einem Guß von Schlackenbeton dazwischen. Die Stalldecke ist mit gutem hydraulischem Kalk (von Rozloch) verputzt; der Küchenboden hat eine 20 Centm. dicke Abglättung von Sand und Portlandcement. Eine Röhrenleitung führt die Fauche aus dem Stall nach einem kleinen Trog.

Diese Lage des Stalles empfiehlt sich besonders dann, wenn das Häuschen mit seiner hintern Seite an einen Abhang zu liegen kommt, indem dann das Wasser seinen Abfluß nach vorn hat. Wenn der Boden der Nebenstube aus Betonguß mit Abglättung besteht und die Stalldecke mit hydraulischem Kalk gut verputzt ist, so könnte der Stall auch getrost unter die Nebenstube und der Remisenraum oder der Keller unter die Küche verlegt werden, dann bekommen die Ziegen den Sonnenschein und der Keller den Schatten. In letzterem Falle würde dann die Thüre vom jetzigen Stallraum gegen die Treppe beibehalten, während dieselbe jetzt fallen gelassen worden ist.

Die Hausthüre liegt hier auf der rechten Seite der hintern Giebelwand.

Die Küche, die Stuben und Kammern sind ganz wie im vordern Häuschen. In beiden Häuschen liegt zwischen den Kaminzügen ein Ventilationszug, welcher Oeffnungen hat gegen die Stubendecken. Die Oeffnungen sind in den Stuben mit Blechkapseln, die man beliebig einstecken und herausnehmen kann, geschlossen.

An die östliche Küchenwand ist unter verlängertem Dach ein geräumiger Schopf angebracht für Heu und Stroh. Die westliche Wand der Küche ist größerer Feuerficherheit wegen, soweit der Schopf anstößt, mit Schlackensteinen ausgegipfelt. Ueber die Schlackensteine ist in der Küche ein Schilfbrett geschlagen, mit Draht überzogen und sowohl diese Wand, als die übrigen und die Decke mit gutem hydraulischem Kalk wohl verputzt. Die Küchen haben ebenfalls Doppelfenster, außer dem Herd einen Küchenschrank, Kellenbrett und Abwascheinrichtung.

Im Treppenraum ist nur ein Schilfbrett und zwar inwendig über die Pfosten angeschlagen, dagegen liegt die äußere hölzerne Verschalung dicht auf den Pfosten auf. Ebenso ist über dem Treppen- und dem offenen Windenraum kein Schilfbrett unter die Sparren genagelt, es bleibt also dort die Verschalung über den Sparren sichtbar.

Die Kaminzüge und der Ventilationszug sind aus zweilöchrigen Kaminsteinen von Cement aufgebaut. Man kann mit denselben sehr rasch mauern, immerhin sind die kleinen Kaminbacksteine billiger. Zwei Züge sind nicht nöthig, es genügt ein solcher vollkommen für den Herd und den Ofen.

Die Wand zwischen den Stuben und der Küche ist bis unters Dach mit großen Schlackensteinen gemauert. Sie sind, wie schon gesagt, sehr billig und zweckdienlich für innere Wände. Für Umfassungswände sind sie nicht zu empfehlen. Man sollte solche Schlackensteine überall da fabriziren, wo passende Schlacke als werthloses Material zu haben ist; ihre Fabrikation geht rasch von Statten, braucht nur die einfachsten Vorkehrungen, und könnte da und dort manche Hand beschäftigen. Wichtig ist, daß dieselben ganz ausgetrocknet werden, ehe man sie verwendet.

Dem Häuschen Nr. 256 ist außer dem Gemüsegarten noch ein großes Stück Pachtland mit vielen Bäumen beigegeben. Ein Theil dieses Landes trägt Kartoffeln, der größere Theil ist Wiese und ein tiefer gelegenes nasses Grundstück ist mit Schilffestlingen angepflanzt worden. Streuegräser, Rohrglanzgras und Niedgras wurden versuchsweise angesät. Für beide Heimwesen haben sich wiederholt Kauflustige gemeldet, sie sind aber vorderhand nicht feil.

Zur Warnung für Andere sei hier nur noch ganz vorübergehend bemerkt, daß man in der Regel, wie dies Professor Landolt in seiner Arbeit im ersten Heft so sehr angerathen hat, viel besser thut, ebenes Land, wenn es auch etwas theurer ist, mit guter Zufahrt zu kaufen, als ein Terrain, welches umgearbeitet und planirt werden muß, wenn es scheinbar auch noch so billig ist.

Die Perspektiven dieser beiden Häuschen, sowie diejenige des Altstetter Häuschens verdanken wir wiederum der Meisterhand von Prof. E. Gladbach.

Das Häuschen in Altstetten mit dem Spruch: „Bete und arbeite“ liegt im freien Felde rechts an der Straße wenn man von diesem Ort nach Albisrieden geht, und hat, wie die beiden in Wipkingen, den vorderen Giebel voll gegen Mittag gerichtet. Es liegt erhöht und genießt einer prächtigen Aussicht auf den weiten Kranz unserer vaterländischen Berge.

Dies Häuschen ist, wie gesagt, sehr „klein“, um so eher kommt aber Einer dazu es auch „mein“ zu nennen. An dem ausgeführten Projekt kann nun Jeder leicht beurtheilen, ob die Dimensionen genügen.

Bill oder muß man nun wirklich den Preis so niedrig halten, so kann eine Nebenstube nicht beigegeben werden. Die Leute müssen sich eben im Anfang schmücken, wohl aber soll die Möglichkeit der Erweiterung so geboten werden, daß sie ohne große Kosten zu machen ist. Dieß ist hier der Fall.

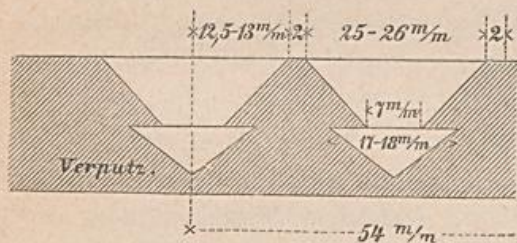
Um den Mangel der Nebenstube weniger fühlbar zu machen, ist die Küche etwas größer als absolut erforderlich. Dieselbe sollte, wie schon früher gesagt, mehr als dies bei uns der Fall ist, als Eßstube benutzt werden.

Ferner ist auf der westlichen Seite in der Stube in der Art wie dies aus der Zeichnung von Prof. Gladbach ersichtlich ist, eine Art von Ruhebank angebracht, auf welcher in Krankheitsfällen leicht ein Bett herzurichten ist, während sie gewöhnlich als Bank vor dem Familientisch zu dienen hat. Diese Einrichtung war in früherer Zeit allgemein üblich und wurde im Toggenburg und im St. Galler Oberland „Gutsche“ genannt.

Bei diesem Häuschen besteht der ganze Unterbau wiederum aus Beton mit Schlackencement, weil Kies und Sand in Altstätten billig zu haben sind. Wie man sieht, beschränkt sich hier die Betonarbeit auf die vier einfachen Keller- und Sockelmäuerchen. Die Fundamente für Stall, Küche und Treppenraum wurden in die Erde eingestampft, d. h. dafür nichts eingeschalt. Ueber dem Keller besteht die Decke aus einem Gusse von hydraulischem Kalk und Schlacken zwischen Eisenträgern Nr. 10, der Keller ist also gewissermaßen gewölbt. Ueber die eisernen Träger wird Isolirfilz gelegt und dann der Fußboden aufgenagelt.

Die Umfassungswände bestehen im Erdgeschoß nach Süd und Ost aus einer gespaltenen Cementsteinmauer von 2×12 Centimeter Stärke und 6 Centm. Hohlraum, inwendig verputzt und mit Ristenbrettchen verschalt, auswendig ausgefugt.

Die Wände gegen Westen und Norden sind mit großen Schlackensteinen ausgeriegelt. Darüber ist statt dem inwendigen Schilfbrett in der Küche eine Bretterverschalung schief über die Pfosten genagelt, und diese gelättelt und verputzt.



Zwischen der Küche und dem Stall ist eine Mauer von Cementsteinen aufgeführt bis auf die Heubodenhöhe. Die Küchen- decke ist mit dem Lattengewebe von Kahl's in Chemnitz (siehe Figur) überzogen.

Das Letztere besteht aus Stäbchen, welche unsern Gipslättchen ähnlich sehen. Ihre Form macht sie aber viel geschickter zur Aufnahme von Verputz. Die einzelnen Lättchen sind durch Draht zu einem Gewebe vereinigt. Sie werden in Deutschland für Decken

und Wände vielfach verwendet und in Rollen von 1 Mt. Breite und 10 Mt. Länge versendet. Zur Ausnutzung von Abfallholz könnte man diese neue Fabrikation vielleicht auch bei uns einführen. Wenn dieses Gewebe über die mehr erwähnt schief angeschlagene Bretterverschalung genagelt und mit gutem hydraulischem Kalk verputzt wird, so ist eine solche Wand als Ersatz der Schilfbretter ebenfalls sehr geeignet.

Abtritt und Treppe sind mit sammt dem kleinen Hausgang von außen eingeschalt mit Brett- und Deckleisten, inwendig sind Verschalungsbrettchen über die Pfosten geschlagen, diese gelättelt und verputzt und mit Leimfarbe gestrichen.

Der Abtritt ist, wie man sieht, unter der Treppe. Das Dunstrohr ist durch das Dach hinauf geführt.

Im Dachstock sind nur zwei Kammern. Die große kann bei Bedarf durch eine bewegliche Täferwand in zwei Kammern getheilt werden.

Die Umfassungswände im Dachstock bestehen wieder aus zwei Schilfbrettern und der äußern Holzverschalung darüber.

Der Stall ist mit Cementsteinen gemauert, hat vollständig genügenden Platz für 3—4 Ziegen, oder sogar auch für eine Kuh. Die Fäuche von den Thieren geht durch eine Cementröhre in ein im Freien versenktes Petroleumfaß mit Deckel.

Das Dach ist auch hier genau wie in den Wipfingerhäuschen eingedeckt

Nehmen wir an, daß der Eigenthümer dieses Häuschens nach einer Reihe von Jahren den Großtheil der

Schuld abbezahlt habe, daß seine Kinder anfangen etwas zu verdienen und er wolle nun das Häuschen erweitern, so wird er neben die Stube rechts (gegen Westen) statt dem Schopf noch eine Nebenstube bauen, dieselbe unterkellern und den neuen Stubenboden auf den Sockel legen.

Mit Rücksicht auf die Erweiterung wäre es vielleicht im vorliegenden Fall gut gewesen ein Holzcementdach zu wählen, weil dann der durch die Erweiterung entstehende Mehr-Raum im Dachstock bessere Höhe behalten hätte.

Wenn die Erweiterung gemacht wird, so müßte für den Stall und den Heuboden ein kleiner selbständiger Bau in der Nähe des Häuschens hergestellt werden, aus dem jetzigen Stall wird dann eine Remise.

Die Kosten dieses Häuschens belaufen sich auf rund Fr. 4500, um welchen Preis dasselbe verkauft worden ist.

Der Brunnen wurde möglichst entfernt vom Häuschen nach Art der abessinischen Brunnen geschlagen. Er gibt viel helles und kühles Wasser. Nach der hier gemachten Erfahrung sollte man immer zuerst mit einem guten Erdbohrer das Wasser suchen. Mit dem bloßen Einschlagen der Spitze geht manche von diesen Spitzen zu Grund, wenn man auf Steine kommt. Ebenso möchte daran erinnert werden, daß man doch ja mit der durchlöchernten Spitze unter die wasserführende Schicht gehe. Die Pumpe ist mit einem Ventil nach dem System Corneau versehen.

Die Arbeit war sammt Pumpe, Brunnentrog, Steinplatte mit eisernem Deckel, eisernem Gestell für die Wassergelten, Erdarbeit und Ausmauerung um Fr. 300.— verakkordirt und hätte auch hiefür gemacht werden können, wenn nicht starkes Regenwetter und ungemein heftiger Wasserzufluß der Arbeit hinderlich gewesen wären.

Dieses kleine Gütchen hat im Ganzen 2100 m² Land und kostete 66 Centimes per m², was für landwirthschaftlichen Betrieb nur noch etwas zu viel ist. Es reicht hin um genug Kartoffeln und Gemüse und einen Theil des Futters für zwei Ziegen zu geben. Wiesen- und Streuland kann in Altstetten leicht gepachtet werden. Deswegen dürfte es richtiger sein ein kleines Stück Land zu kaufen und jeweilen das weiter nöthige zu pachten.

Auf der andern noch frei gebliebenen Landhälfte soll wieder ein Häuschen gebaut werden, sobald guter Rath, um welchen freundlich gebeten wird, zu einem neuen Versuche auffordert.

Wenn man sich fragt, ob derartige Heimwesen in nächster Zeit bei uns zahlreich in den Besitz von Arbeiterfamilien gelangen dürften, so halten wir dafür es werde vorerst wohl noch bei einzelnen Versuchen in kleinerem und größerem Maßstab bleiben. Das ist auch gewiß nöthig, damit nicht etwa zu große Hoffnungen geweckt und der vom fleißigen Manne mühsam zusammengebrachte Sparspennig aufs Spiel gesetzt werde. Man erhält eben nur langsam zuverlässige Erfahrungen über die zweckmäßigste und passendste Bauart, sowie über den wirklich erreichbaren Werth des Bodenertrages und über die mehr oder weniger rasche Abzahlung der Käufer. Nachtheilige Erfahrungen in der einen oder andern Richtung könnten leicht Alles in Mißkredit bringen, was namentlich um des guten Einflusses willen zu bedauern wäre, den das Einzelhaus auf das Leben in der Familie und die Kindererziehung unzweifelhaft ausüben kann.

Die Sorge um die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der großen Volksmassen ist ja gewiß auch eine sehr berechtigte; aber es ist leider nur zu wahr, daß die Menschen, auch wenn jene in gesteigertem Maße erreicht wird, deswegen noch keineswegs glücklicher und zufriedener sind.

Die materielle Lage der breiten Volksschichten ist heutzutage im Vergleich mit früheren Jahrzehnten eine nachweislich bessere geworden. Dies spricht sich deutlich aus in der lebendigen Schilderung, die Prof. Joh. Scherr von dem Treiben unserer Tage macht, indem er schreibt: „Die Länder überspannen sich mit Eisenbahnen und Telegraphenketten, Städte und Dörfer verschönern sich, Feste reihen sich Jahr aus Jahr ein an Feste, die Bankettsäle widerhallen von Toasten, die Theater, die Concertsäle, die Museen, die Schaubuden strotzen von Besuchern, die Bahnzüge, die Dampfschiffe, die Gasthöfe, die Weinstuben, die Bierhallen, die Tengel Tangel, die Bäder, die Sommerfrischen, die Tanzböden sind voll. Das reist, fährt, reitet, schießt, turnt, jagt, zecht, singt, tanzt, küßt, lacht, jubelt, und doch — werden Alle immer bedürftiger, unzufriedener, schon die Kinder begehrlicher, gnußsüchtiger und — die Menschen klagen sammt und sonders über die Noth der Zeit“!

Da muß doch offenbar all' dieser modernen wirthschaftlichen Entwicklung etwas fehlen! und es scheint fast als

fehle es am Cardinalpunkt, einer frommen, nicht bloß auf äußeres Wohlergehen gerichteten Gesinnung. Man vergißt nur zu leicht, daß Genuß und möglichste Befreiung von Arbeit und Sorge nicht Hauptzweck des Lebens sein kann, daß wir Menschen im Gegentheil der harten Arbeit und der Prüfungen aller Art bedürfen, um vom Vergänglichen auf das Unvergängliche, Ewige hingewiesen zu werden*). Da kann auch einzig und allein Wandel geschafft werden, wenn dieses ganze Treiben und Jagen mit seinem rastlosen Erwerbstrieb und Konkurrenzkampf nach und nach wieder mit ächt christlichem Sinn, d. h. mit dem festen Glauben an die erlösende und freimachende Kraft des Evangeliums durchdrungen und veredelt wird. Es ist, wie Gustav Werner, nachdem er ihm fünfzig Jahre treu gedient hatte, sagt: „in keinem Andern Heil als in Christus. Im Jesusnamen liegt das Heil und die Seligkeit für die ganze Menschheit, weil er uns lehrt den Nächsten zu lieben wie uns selbst und weil wir für den Frieden des Herzens und für die Heiligung des Lebens in alle Ewigkeit auf ihn angewiesen sind.“

Solcher zuversichtlicher, beseligender Glaube muß namentlich der Jugend, dem Kinderherzen wieder eingepflanzt werden und Vater Pestalozzi hat gewiß sehr Recht, wenn er es so oft wiederholt, daß in der Wohnstube der Familie sich Alles vereinigt, was für das Volk und speziell für die Armen als das Höchste und Heiligste zu achten ist. Von ihr geht die Wahrheit, die Kraft und der Segen der Volkskultur aus.

Was also geschehen kann, wenn es auch nur durch ein unbedeutendes Senfkorn angefangen wird, um von dem Wirthshaus und dem übertriebenen Vereinsleben mit allen seinen Festanlässen wieder mehr zur Einkehr in die trauliche Familienstube mit ihrem bescheidenen und stillen Sinn einzuladen, das darf nicht liegen bleiben trotz mancherlei Schwierigkeiten. Das ist soziale Pflicht und liegt im Interesse Aller.

Sparsamkeit ist keine der vornehmsten Tugenden, weil sie so leicht in Selbstsucht übergeht; aber für die wirthschaftliche Prosperität der Familie ist das Haushalten von Mann und Frau eben so wichtig wie der Erwerb. Gebt dem Verschwender Fr. 10.— ja Fr. 15.— Taglohn; er wird mit Allem fertig und Weib und Kind gehen doch mit ihm zu Grund. Die Sparsamkeit muß und kann den Kindern schon von früh auf anezogen werden. Sie müssen wissen und erfahren, daß der Franken hundert Rappen werth und daher nicht bloß ein „Fränkli“ ist. Das geht um so leichter, aber auch nur dann, wenn sie das gute Beispiel an den Eltern sehen. Ein Familienvater, welcher weiß, daß er mit einem verhältnißmäßig kleinen Spargut einen so begehrenswerthen Besitz allmählig erwerben kann, wird dadurch zur Genügsamkeit und, was die Hauptsache ist, zur Freude und zur Rastlosigkeit bei seiner oft sauern und eintönigen Arbeit veranlaßt.

Das Sprüchwort: „Das Weib kann aus dem Haus mehr in der Schürze tragen, als je einfahren kann der Mann im Erntewagen“ zeigt, welchen außerordentlichen Einfluß auf den Familienhaushalt die Gesinnung und die Tüchtigkeit der Frau ausübt. Darum gebe man aber auch der Frau die Gelegenheit „nach dem Acker schauen zu können“, damit sie nicht für Alles das Geld vom Manne erbitten muß. Wir haben überall in der Schweiz noch viele jetzt beinahe nutzlose Grundstücke, auf denen sich manche Arbeiterfamilie ihre Milch, ihre Kartoffeln und ihr Sommer- und Wintergemüse pflanzen könnte, wenn Behausungen in der Nähe wären. Man denke nur z. B. an die Landstrecken längs der Bahnlilien, auf denen so manche Familien der ständigen Streckenarbeiter ihre Nahrung finden könnten.

Wie der Haushalt des Einzelnen selbst bei unermüdlicher Arbeit und Sparsamkeit nur langsam zu heben ist, so geht es auch mit dem wirthschaftlichen Fortschritt der Gesellschaft nur in sehr kleinen Schritten und **nur dadurch vorwärts**, daß immer mehr Einzelne prosperiren. Diese Gesellschaft trennt sich nicht, wie man so gewöhnlich meint, wie Del und Wasser im Glaße. Sie ist vielmehr aus unendlich vielen Abstufungen des Besitzes gebildet und unaufhörlich ist, namentlich in unserer Zeit, das Auf- und Niedersteigen d. h. das Verarmen und Reichwerden der Einzelnen. Wäre dem nicht so, wären die obere Zehntausend wirklich eine so abgeschlossene Schichte, so wären sie schon längst von der untern Schichte in alle Lüfte geblasen. Daher kommt auch der sichtbare Verfall und die Zersekung jener revolutionären Parteien, die den redlich erworbenen Besitz Raub nennen, selbst aber, statt zu arbeiten

*) Aus der Antwort auf einen offenen Brief v. Joh. Scherr. Von M. C. in M. Allg. Ausg. Btg. Nr. 123. Jahrg. 1886.

und zu sparen, durch Raub und Mord zu Besitz gelangen wollen und sich gegenseitig um schnöden Gewinnes willen verrathen. Ohne Zweifel wird die Selbstsucht der Einen (man denke an die Lage der belgischen Kohlenarbeiter und Fischer), der Haß und Neid der Andern noch unendliches Unheil in der Welt anrichten. Die Vorstellung aber von einer in sich geschlossenen Parteimacht, welche früher oder später alle Freiheit der Arbeit, die Ehe, die Freiheit der Familie, die Achtung des Eigenthums, kurz, alles was dem Menschenherzen am theuersten ist, über den Haufen wirft, wird mehr und mehr vor einer nüchteren Beurtheilung der Menschen und der Thatfachen schwinden.

Weit eher als durch die Predigt von Raub und Mord wird das Wohlergehen der Einzelnen und damit dasjenige der Gesamtheit durch die Einsicht befördert, daß die möglichst hohe Prosperität der breiten Volksschichten diejenige Aller bedingt, daß wir Alle zusammen nach Gottes Ordnung in Wohl und Wehe solidarisch verbunden sind.

Die Bedürfnisse der großen Masse der Menschen sind es viel mehr als der Luxus der Reichen, welche das wichtigste Absatzgebiet für die von der täglich sich vermehrenden Bevölkerung geschaffene Produktion bilden. Die großen Bedürfnisse der Massen sind Nahrung, Kleidung und Wohnung. Die **Möglichkeit der größeren Befriedigung dieser Bedürfnisse**, die Mehrung der Lebensfreude*), soweit sie auf einem soliden und sittlichen Boden beruht, ist darum anzustreben. Absatz, d. h. Lohn und Verdienst, nicht Staatsalmoosen ist es, was wir so sehr bedürfen. Darum laßt Euch ja nicht etwa irre machen, ihr jungen, schweizerischen Fabrikanten und Kaufleute, als ob Euer mühevolleres Dichten und Trachten unsere alten Industrien zu erhalten und neue zu schaffen, nur Schmarozerthum und Geldgier wäre. Wenn Ihr dabei nicht vergeßt, das Wohlergehen Derer, die mit und für Euch arbeiten, nach besten Kräften zu fördern, so arbeitet Ihr an einem viel höhern, sittlichen Berufe, als der weltflüchtige Mönch in seinem Kloster. Wer jährlich hundert- oder nur fünfzigtausend Franken Verdienst giebt, thut mehr als der selbstloseste Philanthrop, wenn er dieselbe Summe schenkt.

Als einen Theil dieser berechtigten größern Ansprüche der Volksmassen sind diejenigen für bessere Wohnung zu betrachten, weil sie, wie schon gesagt, geeignet sind das Leben der christlichen Familie zu heben, Sparsamkeit und Häuslichkeit zu pflanzen und damit auch einen sichern Weg zu bieten zur thatsächlichen Besserung der wirtschaftlichen Stellung der Familie und der Massen.

Aber dennoch wäre es geradezu ein Irrthum, wenn man mit einem Mal vielen Leuten fast ohne deren Hinzuthun solche Heimwesen verschaffen wollte. Da würde Mancher meinen, er dürfe sich als Hausbesitzer in seinen Ausgaben viel mehr erlauben als bisher, und käme dabei zurück statt vorwärts. Wer es einmal versucht hat, den Haushalt einer soliden Arbeiterfamilie nachzurechnen, der wird wissen, wie wenig Gehelassen es hier leiden mag, mit welcher Wichtigkeit im Gegentheil der kleinste Besitz in Ehren gehalten sein will, wenn nur ein kleiner Sparpfennig übrig bleiben soll. Wo aber guter Wille, Sinn und Segen ist, da reicht Weniges unglaublich weit.

Ein fauler, arbeitscheuer und verschwenderischer Mensch würde Häuschen und Land ruiniren, Schulden machen und nicht einmal den Hauszins, geschweige eine Abzahlung zusammenbringen. Dadurch ginge ein großer Theil des angewendeten Kapitals absolut nutzlos für ihn und für den Darleher verloren. Diese Gefahr ist freilich niemals ganz ausgeschlossen. Sie ist aber geringer, wenn ein solcher Besitz, am Ende auch nur zum kleinsten Theil, durch eigene Arbeit, eigenes Sparen und Sorgen erworben worden ist. Es muß mit andern Worten ganz fest darauf gehalten werden, daß der Bewerber um ein solches Heimwesen einen gewissen Betrag, wenn auch nur Fr. 4—500 anzahlt, oder so lange zuwartet, bis er diesen Betrag sich erspart hat.

Der einzelne Mann, wenn er nicht schon viel erspart hat und über freie Zeit verfügt, kommt kaum dazu, Grund und Boden selbst zu kaufen und selbst zu bauen. Der Bau eines Hauses, wenn dasselbe auch noch so klein ist — ist eben doch ein viel größeres Stück Arbeit, als man glauben möchte, wenn Alles gut vorbedacht werden und gut ausgeführt sein soll.

Beklagenswerth ist das Geschrei nach Staatshilfe, weil in diesem täglich wachsenden Saugen am Staat das verderbliche Princip der Begehrlichkeit, des Forderns und Erwartens von Andern und damit das schroffe Gegentheil

*) Walthers Befant, «All Sorts and Conditions of men» London 1883.

zu der strengen Anforderung an eigene Kraft und eigene Anstrengung liegt. Noch so reiche Staatshilfe kann nun und nimmer die gewaltige Kraft ersetzen, welche dem persönlichen Willen und Unternehmungsgeist, dieser köstlichen Frucht der Freiheit, diesem mächtigsten Ueberwinder aller Schwierigkeiten zu Gebote steht*). Damit soll gar nicht gesagt sein, daß der Staat in Fragen, welche in so eminenten Weise das Wohl großer Volkstheile und damit, wie soeben gesagt, das Wohl der ganzen Gesellschaft betreffen, nicht auch unterstützend einwirken soll. Nur würden wir in erster Linie an die Hilfe des Einzelnen aus eigener Kraft, in zweiter an die Bemittelten der Gesellschaft (Industrielle, Bahngesellschaften, Kapitalisten u. s. w.) und erst in dritter Linie an den Staat gelangen.

Die Bethätigung der eigenen Kraft muß allerdings zunächst vom Einzelnen ausgehen, allein im weitern Sinne ist es ja auch nichts Anderes als Selbsthilfe, wenn diejenigen, welche gleiche Interessen haben, sich zusammenthun und dieselben gemeinsam vertreten. Diese gemeinsamen Interessen können sich eben sowohl auf den Konsum, als auf die Produktion beziehen. Wie oft hat es der verstorbene Redaktor der Handelszeitung, v. Rothkirch, dieser klare Denker, ausgesprochen, daß gerade in der Vereinigung dieser Interessen zur Produktion und zum Konsum ein mächtiger Hebel für wirklichen Fortschritt in den wirthschaftlichen Verhältnissen der Volksmassen liegt und welcher großartigen Erfolg verdankt man nicht den seiner Zeit durch Treichler bei uns eingeführten Konsumvereinen!

In den amerikanischen Bauvereinen, von denen es in Pennsylvanien allein über 1000 mit je 100—150 Mitgliedern gibt, ist der Gedanke der Vereinigung beider Zwecke verwirklicht. Einzelne derselben bauen und konsumiren (bewohnen) zugleich.

Vereine dieser Art werden sich hoffentlich auch bei uns bilden. Ein Anfang dazu ist gemacht worden in Pruntrut und in Biel, an welcher letzterem Orte es sich zwar wohl mehr um kleine Häuser für den Mittelstand handeln dürfte.

In Bielefeld hat sich — hauptsächlich durch Betrieb des schon für so viele Hilfsbedürftige erfolgreich wirkenden Pastors Freiherr von Bodelschwing — unter dem Namen „Arbeiterheim“ ein Hauptverein gebildet, der in ganz Deutschland Lokal- und Distriktsvereine in Form von Aktiengesellschaften zu gründen sucht, um hier und dort deutschen Fabrikarbeitern eigene Wohnung mit Grundbesitz zu verschaffen. Vereinsmitglied wird, wer einen Jahresbeitrag von Mk. 5, oder ein Geschenk von Mk. 50, oder ein zu 3½ Proc. verzinsliches Darlehen von Mk. 100 gibt. Es soll in verschiedenen Gegenden mit einigen wenigen Häusern begonnen werden, die zwischen Anwesen liegen und zwar Häusern von verschiedener Größe, immer je eines für eine einzelne Familie, höchstens mit zwei neben einander liegenden Eingängen für zwei Familien. Zu jedem Hause soll, wo möglich, ein halber Morgen Gartenland gehören. Der Arbeiter zahlt einen mäßigen Miethzins nebst einer jährlichen Amortisationsquote. Ist durch Letzteren die Hälfte des Anlagekapitals gedeckt, so wird er Eigenthümer von Haus und Garten. An Stelle dieses Systems kann auch die Gewährung von Darlehen zu niedrigem Zinsfuße treten, damit der Arbeiter sich selbst ein Haus baue, wenn er ein Grundstück erworben hat. Nur Arbeiterfamilien, die einen nüchternen und fleißigen Lebenswandel führen, genießen diese Vortheile. In Bielefeld, wo der Hauptsitz des Vereins ist, dem auch der ehrwürdige Kaiser mit Mk. 400 Jahresbeitrag angehört, hat der Lokalverein mit seinen Jahreseinnahmen, die sich auf über Mk. 100,000 belaufen, bereits 20 Häuser mit doppelt so vielen Wohnungen hergestellt. (Beilage z. Allg. Augsb. Btg. vom 6. Sept. 87.)

Wenn sich bei uns Bauvereine aus den baulustigen Arbeitern selbst bilden, so müßten sie von ihren Mitgliedern Beiträge sammeln, Darlehen von denselben annehmen und würden erst bauen lassen, wenn sie das nöthige Geld für eine gewisse Anzahl von Bauten beisammen haben. Die Häuser werden dann von den Mitgliedern entweder erpachtet, oder das Loos bestimmt, wem sie zufallen sollen. So machen sie es wenigstens in Amerika.

In Beantwortung mehrfacher Anfragen sei hier bemerkt, daß sich die Arbeiten dieser Blätter auch in Zukunft lediglich auf das Häuschen des kleinen Mannes beziehen. Häuser mit 70 m² und mehr Baufläche für Lehrer, Beamte, Angestellte sind ein ganz anderes, weites Gebiet. Herr Baumeister Kuhn hat für Hrn. Prof. Dr. Asper und Andere Wohnhäuser um beiläufig Fr. 10,000 gebaut, welche nach allgemeinem Urtheil gut gelungen sind.

*) Numa Droz, „Der bürgerliche Unterricht.“ Langsamme 1886.

Den aus unbemittelten Personen bestehenden Bauvereinen muß aber noch in die Hände gearbeitet werden, damit sie sich nach und nach ohne Risiko zu diesem Zweck vereinigen und selbständig vorgehen können. Dies ist nur dann der Fall, wenn der Beweis thatsächlich geleistet ist, daß solid und gut um einen bestimmten Preis gebaut werden kann, und daß das auf Haus und Land verwendete Kapital sich sicher verzinst. Es ist selbstverständlich, daß bei diesen Anfängen da und dort Nachtheil entsteht und da ist es besser, wenn dieser von Solchen getragen wird, die es leichter können, als von Dem, der auf seinen täglichen Lohn angewiesen ist.

Au Bereitwilligkeit hiezu fehlt es, Gott sei Dank, unserer Zeit gar nicht; im Gegentheil, sie bethätigt sich überall, wo nur irgend ein Weg gezeigt wird auf welchem in vernünftiger Weise geholfen werden kann.

Schon seit den 50er Jahren haben gemeinnützige Leute in zahllosen Städten Arbeiterquartiere gebaut und damit unstreitig sehr viel Gutes gewirkt. Wenn dieß auch hie und da unter Einbuße von Zinsbeträgen geschah, so sind doch im großen Ganzen dabei keine namhafte Verluste an Kapital oder Zins erlitten worden.

Warum sollten die Begüterten nicht auch jetzt wieder die willige Hand öffnen, wenn es gilt einen Schritt vorwärts zu thun nach dem Ideal in der Wohnungsfrage, dem Einzelhaus für die Familie?

Ein wichtiger Vortheil des Einzelhauses, resp. eines Heimwesens liegt darin, daß es als abgeschlossenes Ganzes leichter verkäuflich ist als einzelne Theilstücke aus einer Gebäudereihe.

Deswegen sind für solche Anlagen keine besonders große Kapitalbeträge nothwendig, weil man aus den eingehenden Abzahlungen immer wieder neu bauen kann. Wie viele solcher Häuschen hätte man z. B. im Laufe der Zeit aus dem Kapital von beiläufig Fr. 400,000 bauen können, welches in den 60er Jahren für den Bau der Arbeiterwohnungen an der Straße nach Baden in Außerrihl gebraucht worden ist, wenn man gleich von Anfang an einzelne Theile vom Ganzen hätte verkaufen können!

Ohne hier auf näheres Detail über die Art und Weise, wie etwa vorzugehen ist, einzutreten, mögen doch einige flüchtige Worte darüber gestattet sein.

Eine Gesellschaft gemeinnütziger Männer in dieser oder jener Stadt legt ein gewisses Kapital zusammen und läßt sich verschiedene Liegenschaften in den passend gelegenen Dörfern mit Bahnstation zu bestimmtem Preis fest an Hand geben. Dann ladet sie durch die öffentlichen Blätter allfällige Liebhaber zur Entgegennahme von Mittheilungen über diese Liegenschaften ein. Wollen und können diese kaufen, resp. anzahlen, so wird die betreffende Liegenschaft gekauft, eingerichtet, mit Wasser versorgt und endlich nach gegenseitig vereinbarten Plänen gebaut. Mit dem Bauen sollte aber eine Gesellschaft nicht anfangen, ehe ein vollständig befriedigendes Musterhaus fertig hergestellt ist.

Kolonieartige Anlagen sind zwar in mancher Hinsicht nicht gerade wünschenswerth, allein für den vorliegenden Fall stehen ja die Häuschen mitten im eigenen Land, also getrennt von einander. Die Vortheile, die daraus erwachsen für die Vertheilung der Kosten von Zufahrt und Wassereinrichtung, sowie der Nutzen, den der Baumeister daraus zieht, wenn er am gleichen Orte zu gleicher Zeit eine größere Anzahl Häuschen bauen kann, sind so groß und ermöglichen für den Einzelnen eine so bedeutende Kostenersparniß, daß man in der Regel doch auf solche Anlagen angewiesen sein wird. Finden sich Grundstücke, welche gerade für ein einzelnes Gütchen passen, so werden sie selbstverständlich benützt.

Um solchen Heimwesen die Wohlthat des amerikanischen Heimstättegesetzes, welche Nationalrath Beck so gerne dem kleinen bäuerlichen Besitz zugewendet hätte, zu garantiren, dürfte es sich empfehlen, daß die Gesellschaft diese Objekte für so lange als Eigenthum behält, bis der größte Theil der Schuld abgetragen und der Mann dadurch gesicherter und selbständiger ist. Deswegen kann und soll ihm gleichwohl vertraglich gegen die stattgefundene Anzahlung zugesichert werden, daß ihm das Heimwesen (wenn er Zins und Abzahlung pünktlich entrichtet) um den zum Voraus bestimmt ausgemachten Preis als Eigenthum überlassen werden muß.

So lange der Betreffende nicht Eigenthümer ist, kann das Heimwesen nicht verkauft und auch nicht mit Schulden belastet werden. Niemand kann für laufende Schulden auf das Objekt greifen, bei allfälligem Tode des Vaters wird es die Gesellschaft, wenn immer möglich, der Wittve oder den Kindern erhalten. In dieser Art würde es also gewissermaßen ein Asyl sein, welches den Mann und die Familie vor den Folgen wirthschaftlichen Mißgeschickes so

lange schützt, bis er sich selbst wieder helfen kann. Dann sollte auch noch der Miethvertrag festsetzen, daß in dem Häuschen niemals eine Wirthschaft darf betrieben werden. In den Miethzinsbedingungen müssen ferner möglichst kurze Zahlungsfristen stipulirt werden. Sie sind unangenehm und drückend für den Miether bis er sich einmal daran gewöhnt hat, an jedem Zahltag Zins und Abzahlungsquote zu entrichten. Thut er es aber, so sieht er bald ein, daß er leichter die kleine Summe öfter zahlt, als den großen Betrag auf einmal.

In Dresden wurde eine sogenannte Miethzinssparkasse gegründet, welche durch kleine Prämien die Leute zu wöchentlich regelmäßigen Miethzinszahlungen veranlassen will. Die Prämie beträgt 10% vom Eingezahlten.

Von großem Einfluß auf die Förderung dieser Angelegenheit und wenigstens ein Mittel um der unglücklichen Strömung der Leute vom Land nach der Stadt Einhalt zu thun, läge in der Reduktion der jährlichen Bahnabonnements für Arbeitsleute. Diese Abonnements sind bei uns gerade doppelt so hoch wie an andern Orten, wo man Arbeiterzüge organisirt hat. Die Einrichtung solcher Züge ist bei unsern kleinlichen Verhältnissen nicht thunlich; aber die Reduktion der Abonnements von gewissen Stationen würde, wenn sie von einer Gesellschaft kollektiv für ihre Leute genommen werden, wahrscheinlich bewilligt.



Ein entschiedener Nachtheil für den Familienvater ist es, wenn er Morgens in die Stadt gehend und erst Abends heimkommend, Mittags nicht mit den Seinigen essen kann. Um zu vermeiden, daß das Essen dadurch nicht theurer wird, oder daß sich der Mann, was auf die Dauer nicht zuträglich ist, mit kalter Küche begnügt, sollte er sich des vielfach sehr empfohlenen sog. Selbstkochers bedienen. Dieser sehr einfache Apparat (siehe Figur) kostet in der kleinsten Größe, Nr. 1a, mit Topf von einem Liter (für eine Person) Fr. 10. 50. Derselbe hält nicht nur die Speisen warm, sondern er kocht durch die von ihm eingeschlossene Wärme im Laufe der Zeit solche Speisen ganz gar und weich, welche vorher bis zur Siedhitze aufgekocht worden waren. Wer sich für diese schöne Erfindung interessirt, der sollte sich das kleine Kochbüchlein mit der Gebrauchsanleitung verschaffen. Es ist verfaßt von der Erfinderin dieses Apparates, der in der Schweiz wohlbekannten Frä. Suj. Müller in Zürich, der Verfasserin des „fleißigen Hausmütterchens“. Sie sendet auf Verlangen Jedermann gerne Preislisten ein.

C. Schindler-Escher.

Wie erhält man die Wohnung gesund?

Einige Winke für die häusliche Gesundheitspflege

von

Dr. Gustav Custer,
praktischer Arzt in Zürich.

Wie die Wohnung, so das Volk.
Godwin.

Das Lebensglück einer Familie, ihre Gesundheit und Behaglichkeit hängen auf's innigste mit der Beschaffenheit der Wohnung zusammen. Sie ist für Viele auch die eigentliche Heimat, da sie die weitaus größte Zeit ihres Lebens in deren Kreis verweilen, sehr oft allerdings weit mehr, als der Gesundheit zuträglich ist. Denn der Mensch sollte keine bloße Stubenpflanze sein, sondern häufig als ein, Luftbad und Himmelslicht bedürftiges Geschöpf sich in dem erfrischenden Ozean der freien Atmosphäre bewegen. Beruf und Gewohnheit beschneiden allerdings in unserer industriellen und stubenstehenden Zeit leider nur gar zu oft jene heilsame Gesundheitsübung.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die mittlere Lebensdauer und die Höhe der Sterblichkeit in hohem Maße von dem guten oder schlechten Stande der Wohnung abhängig sind. Man kann letztere für das gesunde und sittliche Leben in Haus und Familie ebenso als einen Gradmesser der jeweiligen wirklichen Kultur benützen, wie nach einem allgemein bekannnten Ausspruche den Verbrauch der Seife für die Entwicklung des Hautpflegeinstinctes und der Civilisation.

Ist aber ein Haus oder ein Häuschen vom Baumeister noch so gesund hergestellt worden, auf trockenem reinem Boden mit lichten, freundlichen und hohen Zimmern, damit den Insassen die Hauptnahrung des Menschen, Luft, in reichlicher Menge zu Theil werden könne, so begeht doch der Bewohner nicht selten sehr manchen Fehler, um das gesund angelegte Heim zu einem gesundheitschädlichen zu machen, ja sogar in eine Stätte schweren Siechthums zu verwandeln. Es muß daher jeder Wohnungsinhaber, insbesondere jede züchtige Hausfrau, die wichtigsten Regeln genau kennen und strenge beobachten, welche die herrlichsten Güter des Einzelnen wie der Familie, Gesundheit und Leistungsfähigkeit im oftmals so sauern Kampf um's Dasein erhalten und fördern.

Der oberste Grundsatz, der goldene Schlüssel zum Thore für Gesundheit, langes Leben und Frohsinn sei in jeder Wohnung **Reinlichkeit in Allem**. Zuerst natürlich am eigenen Ich und an den Kindern, dann auch überall, vor und in dem Hause, von der Stiege bis zum Dache, auf allen Böden, an Wänden und Decken, in jedem Raum und Winkel. Wie der reine Leib, so kann auch nur das reine Haus ein Tempel Gottes sein. Die Reinlichkeit, so heißt es in dem für jede Arbeiterfrau so hoch empfehlenswerthen Büchlein „Das häusliche Glück“*), ist die Beschützerin der Gesundheit, der Hort der Sittsamkeit, die Grundlage aller Schönheit.

*) Das häusliche Glück. Vollständiger Haushaltungsunterricht nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen. Zugleich ein nützlichcs Hilfsbuch für alle Frauen und Mädchen, die „billig und gut“ haushalten lernen wollen. Herausgegeben von einer Kommission des Verbandes „Arbeiterwohl“. — Für die Schweiz ist eine besondere Ausgabe von einigen Arbeiterfreunden besorgt worden. Basel. Verlag von Spittler. 1 Fr. 25. S. 219. Das ungemein schätzenswerthe Buch enthält in der Einleitung Besprechungen über die Vorbedingungen, Mittel und Wege zur Erlangung des häuslichen Glücks. — Der reiche und sehr praktische Inhalt bezieht sich auf: Besorgung der Wohnung, der Nahrung, der Kleidung und Wäsche, auf die Kunst, „gut zu haushalten“, gibt ausführliche Anleitung zum Kochen mit vielen Rezepten und im Anhang „Verhaltensmaßregeln für Kindererziehung“. — Arbeitervereine und gemeinnützige Gesellschaften würden sich durch Massenverbreitung des segensreichen Buches in den Arbeiterfamilien die größten Verdienste erwerben.

„Reinlichkeit an Kleid und Leib
Zieret Kinder, Mann und Weib.“

Um schon keinen Schmutz von Außen an den Füßen in's Heiligthum des Hauses hinein zu tragen, gilt in dem Musterland der Reinlichkeit, in Holland, das „Schuhe segnen“ als strenges Gebot, an das jeder Eintretende durch besondere große Aufschriften auf Scharrteppichen und Treppenvorlagen erinnert wird. Scharreifen, Besen vor dem Hause und Vorrichtungen zu gründlicher Säuberung des Schuhwerkes in Korridoren, vor Stiegen sollen nirgends fehlen und regelmäßig benutzt werden.

Zu der Reinlichkeit geselle sich als holde Zwillingsschwester die **Ordnungsliebe**, welche auch Zeit erspart und die Bequemlichkeit erhöht. Beide Tugenden zusammen können selbst ein an sich sehr bescheidenes, ja ärmliches Dabeim zu einem dennoch heimeligen gestalten. Die Erfahrung besonders in sog. Arbeiterfamilien lehrt, daß nur dann, wenn die Frau auf peinliche Sauberkeit und Ordnung, sowie auf eine sinnige, obgleich einfache Ausschmückung in den Zimmern hält, der Mann nach des Tages schweren Mühen durch den Magnet des Wirthshauses keine oder weit geringere Verführung erleidet. Unter dem Szepter der genannten, auch das wirthschaftliche Fortkommen fördernden Hauswurzeln und Haustugenden, lebt er gesunder und fröhlicher, ruht er mit innerer Lust und wahren Behagen von des Berufes Sorgen und Strapazen aus im Zauberbanne eines glücklicheren, zufriedeneren Familien-Kreises. Der Engländer hält nicht umsonst den Satz: „Mein Haus, meine Burg“ so hoch, denn er weiß vor allen Anderen eine Wohnung durch gesunde und komfortable Einrichtung zu einem wirklichen «Home», zu einem innigen Heim zu gestalten. Es war auch eine der schönsten Früchte für physische wie sittliche Volksgeundheit, daß allüberall, wo man gesunde, geräumige und lichte Häuschen oder Wohnungen für die Arbeiterklassen errichtet hat, dadurch der so gesunde, veredelnde Einfluß eines geläuterten und gefestigten Familienlebens, dieser Grundlage der staatlichen Wohlfahrt, in vermehrtem Grade sich kund gegeben hat, den Eltern zur Erfüllung wahren Lebensglückes, dem heranwachsenden Geschlechte zum Segen und zum anspornenden Beispiel für die eigene Lebensbahn.

Damit aber der Reinlichkeits Sinn in der Wohnung schon bei den Kindern geweckt und erzogen werde, müssen zwei andere wirkliche Sinneswerkzeuge, das Auge und die Nase, in ihren für Sauberkeit und Ordnung im Hause beständig nöthigen Verrichtungen, Sehen und Riechen, fleißig geübt werden. Wo auf Tischen oder am Boden, an Wänden, Fenstern oder auf Möbeln Staub und Schmutz, Flaum und Spinnewebe zu beobachten, da greife die emsige und umsichtige Hausmutter sofort nach ihrem Handwerkzeuge der Reinlichkeitspflege, nach Besen, Wischer und feuchtem Lappen, um jene Feinde der Luftreinheit und des Anstandes zu beseitigen. Und um vor allem die saubere Beschaffenheit der gasförmigen Athmungspeise in den Wohnräumen, besonders in Stube und Schlafkammer, sinnlich zu erkennen, muß man dasjenige Meßinstrument für Luftgüte, das Mutter Natur Jedem in's Gesicht gestellt hat, die Nase, gut zu spielen lernen. Ihre Beleidigung durch schlechte Gerüche im Hause zeigt sofort an, daß gegen das oberste Gebot der Wohnungsgeundheitspflege, Reinlichkeit, irgendwo gesündigt worden ist. Die erfahrene und kluge englische Gesundheitspredigerin Miss Nightingale macht hiezu die beherzigenswerthe Bemerkung: „Gestank in einem Hause deutet immer auf Krankheit und weggeworfenes Geld“. Gegen das Luftreinlichkeitsgebot wird in den Arbeiterwohnungen, wenn, wie leider meistens, keine ausgiebigen künstlichen Vorrichtungen vom Baumeister angebracht worden sind, am häufigsten durch mangelhafte Lüfterneuerung in den Zimmern gefehlt. Und diese Unterlassung, wenn sie gewohnheitsgemäß geschieht, ist auf die Dauer, besonders für Leute mit schwächlicher, zarter Körperbeschaffenheit, nachtheilig. Die Erfahrung zeigt, daß man in reiner Wohnungsluft weniger häufig und gewöhnlich auch leichter erkrankt, als in einer durch fremde Beimengungen in Folge der Lebensthätigkeit von Lunge, Haut, Beschäftigung, hauswirthschaftliche Verrichtungen aller Art verdorbenen. Wer krank geworden, wird ohne frische Luft im Zimmer langsamer und schwieriger genesen. Unrath in Luft und Boden der Häuser, an Leib und in Sitten ihrer Insassen ist, wie man mit Recht gesagt hat, der wahre „Quartiermeister“ besonders der ansteckenden Volkskrankheiten. Die opferreiche Seuchengeschichte des Menschengeschlechtes hat mahnend gelehrt, daß schmutzige Quartiere, dunkle, enge und unreinliche Wohnungen in Stadt wie Land Brutöfen und Treibbeete der schlimmsten Massenkrankheiten wie Pocken, Cholera, Typhus und der ansteckenden Kinderplagen sind. Gerade diesen Gesundheits- und Lebensfeinden gegenüber kann die

Vorsorge, bestehend in Reinhaltung von Boden, Luft, Wohnung, Trinkwasser, kurz aller Lebensbedürfnisse überhaupt, weit mehr leisten als die Medizin. Wer aber jenen Hauptgrundsatz persönlicher wie öffentlicher Gesundheitswirthschaft vernachlässigt, darf sich auch nicht beklagen, wenn er allzufrüh in die Sterbetabelle hineingeräth.

Der häufige Vergleich der reinen, geruchlosen Außenluft, womöglich unter dem frischen Grün der Pflanzenwelt, mit der widrig duftenden Atmosphäre innerhalb der Wohnung kann einen ungefähren Maßstab geben für das häufige und in der wärmern Jahreszeit auch unausgesetzte Offenhalten der Fenster, dieser einfachsten und ergiebigen Quelle für Lusterfrischung jedes Zimmers. Besonders rasch und stark erfolgt die Lüftung bei Oeffnen von gegenüberstehender Thüre und Fenstern zugleich, was jedoch wegen des dabei entstehenden empfindlichen Luftzuges nur bei Abwesenheit der Bewohner und nur ganz kurze Zeit geschehen soll. Ein solches energisches Verfahren verdient aber in solchen Räumen öftere Anwendung, welche bei dem gewöhnlichen Lüften durch obere Fensterflügel, beständiges Offenstehen der Klappfenster, nicht völlig geruchlos gemacht werden können. Sehr zweckmäßig sind Glasjalousien in einem Oberfenster, die durch einen Zug in ihrer Weite je nach Jahreszeit und Witterung reglirt werden können.

Als ein ganz besonderes Bedürfniß der Reinlichkeitspflege erweist sich die Sauberhaltung der Schlafluft und ist die wirksame Ventilation der Schlafzimmer zu den allerdringlichsten Forderungen der Wohnungsfrage im Interesse der Gesunderhaltung der Bewohner zu stellen. Leider ist bis jetzt nur in den aller seltensten Fällen die Voraussetzung von Schmölke in seiner preisgekrönten Schrift: „Das Wohnhaus des Arbeiters“ *) erfüllt, daß besonders für die Schlafzimmer eine voll ausreichende künstliche Ventilationseinrichtung getroffen sein müsse. Meist ist man darauf angewiesen, sich die so nothwendige frische Luft auf mehr natürlichem Wege zu verschaffen, wobei die Natur dem Menschen dadurch zu Hilfe kommt, daß mittelst der Spalten und Ritzen der undicht schließenden Fenster, sowie namentlich durch die in dem Baumaterial der Wände des Hauses befindlichen zahllosen feinen Löcherchen oder Poren ein nicht unbeträchtlicher Austausch zwischen verdorbener Innenluft und frischer Außenluft auch während der Nacht stattfindet. Damit diese natürliche Luftbewegung aber in möglichst vollkommener Weise vor sich gehe, ist die Trockenheit der Schlafkammer und deren Mauerwände eine unerlässliche Gesundheitsbedingung. Daher muß das größte Gewicht auf eine günstige, sonnenbestrahlte Lage jenes im Haushalte noch vielfach so stiefmütterlich beurtheilten Gemaches gelegt werden, und dies um so mehr, wo dasselbe auch den des Schlafes in besonderem Maße bedürftigen Kindern als Ruhestätte zusammen mit Erwachsenen zu dienen hat. Die hohe Bedeutung einer thunlichst gesundheitsgemäßen Beschaffenheit des Schlafraumes ergibt sich sowohl aus der durchschnittlich langen Spanne unseres Lebens, die wir im Zustande des Schlafes verbringen, als namentlich auch daraus, daß in der heiligen Stille der Nacht eine reichlichere Verproviantirung des menschlichen Blutes mit luftförmiger Nahrung (Sauerstoff) durch die Vermittelung der Athmung geschehen soll. Hieraus folgt nicht nur die Nothwendigkeit eines genügend langen, 7—8 Stunden dauernden Schlafes, sondern auch des Athmens aus luftreinsten Quelle. Wo es am Morgen in einer vielleicht etwas überfüllten Kammer, die häufig für Erwachsene und kleine Kinder zugleich dienen muß, dumpfig und widerlich nach Menschen riecht, da ist die unerbittliche Gesundheitsforderung peinlichster und reinlichster Luftsorge, die namentlich für die Nachtzeit gilt, verletzt worden. Mit der Länge der Zeit übt aber ein solches naturwidriges Schlafkammerklima auf die Gesundheit des Blutes und der von ihm aus ernährten Organe, auf die Widerstandskraft des Körpers und auf das Leistungsvermögen für die Tagesarbeit einen schädigenden und herabsetzenden Einfluß aus. Manches in seiner Ursache versteckte Unwohlsein oder Siechthum, zumal der Kinder, hat seine Wurzeln in ungünstiger Einrichtung und Luftvernachlässigung des Schlafraumes, der für Manche eine wahre Spelunke ist.

Die einfachste und fast überall, besonders schlimme Verhältnisse wie bei den Schlafalkoven ausgenommen, leicht ausführbare Vorsichtsmaßregel gegen die Ansammlung verdorbener Luft während des Schlafens ist die Offenhaltung der Lungen der Kammer, d. h. eines oder mehrerer Fensterflügel auch während der Nacht. Tausende von Unerfrorenen haben die wohlthätigen Folgen dieses nahe liegenden Luftverbesserungsrezeptes bereits an sich erfahren und

*) Eine Anleitung zur Herstellung billiger, solider und gesunder Arbeiterwohnungen in den Städten und auf dem Lande. 2. Auflage. Bonn. Emil Strauß, 1885.

sind von der giftig sein sollenden Nachtluft im Bette noch nicht umgebracht worden, würden im Gegentheil das Schlafen im ventilirten Zimmer nie mehr gegen die Einschachtelung in einer oft recht stark mit Kohlenensäure und übelriechenden Zerfallsstoffen parfümirten Atmosphäre vertauschen. Sie fühlen sich am Morgen beim Erwachen frischer, der Kopf ist nicht eingenommen, der Schlaf war ein wirklicher Sauerstoffschmaus und hat das Blut mit neuer, munterer Spannkraft für die mancherlei Pflichten des Tagesberufes versehen. Je mehr sich Kengstliche allmählig durch zuerst ganz vorsichtiges, dann immer leckeres Oeffnen einer Fensterspalte bis zu einem ganzen Flügel — es richtet sich dieses nach Witterung und Jahreszeit — an ein gut gelüftetes Zimmer auch während der Nachtstunden gewöhnen, desto gesunder und wohlthätiger werden sie eine solche Gewohnheit finden. Die bequemen, in ihrem Obertheil beliebig stellbaren Klappfenster erleichtern eine möglichst wenig fühlbare Ventilation; auch ist etwas stärkere Luftbewegung in einem Wohnungsraum noch nicht immer gleichbedeutend mit krankmachendem, erkältendem Durchzug, wie so viele Lusthagensüße voll Schrecken meinen. Das beste Mittel gegen Erkältung ist fortwährende Erkältung, sagt Hufeland in seinem klassischen Büchlein „Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern“, und eine solche luft-abhärtende, dadurch aber gerade Erkältungskrankheiten verhütende oder seltener machende Lebensweise ist nur möglich durch Aufenthalt in beständig frischer Luft bei Tag und Nacht, auch innerhalb der vier Wände.

Die Reinlichkeit der Wohnung in allen Stücken, namentlich aber in der Luftbeschaffenheit, ist von besonderer Bedeutung für die Kinder mit ihrem raschen Stoffwechsel und zwar um so mehr, je jünger dieselben sind. Diese in lebhafter Körperentwicklung begriffenen Geschöpfe sind in hohem Grade gegen den länger dauernden Einfluß schlechter, bereits verathmeter und stets auf's neue verunreinigter Zimmeratmosphäre empfindlich, was sich schon aus ihrer bleichen Stubenfarbe, aus ihrem matten, welken Wesen, aus der schlechten Ernährung des Blutes, der Muskeln und Knochen, aus ihrer gebrochenen Widerstandskraft gegenüber dem Gifte ansteckender Krankheiten ergibt. Wo eine ganze Anzahl Kinder während des Winters tagelang, Säuglinge sogar in übertriebener Kengstlichkeit vor kalter freier Gottesluft wochen- und monatelang im Zimmer eingeschlossen werden, hat die Mutter zur Gesunderhaltung dieser jungen Familienmitglieder eine ganz besondere Verpflichtung für möglichste Fernhaltung von Quellen der Luftverderbniß und für regelmäßige Zimmerlüftung. Es ist dies um so nothwendiger, wenn alle Angehörigen im nämlichen Wohnraume sich aufhalten müssen, denn das Ideal einer eigenen Kinderstube ist leider nur unter besonders günstigen sozialen Umständen und bei größeren Wohnverhältnissen erfüllbar. Die Hausfrau vermeide namentlich das nicht seltene, die Zimmerluft durch Ausdünstung verschlechternde Aufhängen und Trocknen nasser Kinderwäsche in der Nähe des Ofens während der Winterszeit; sie beseitige rasch alle beschmutzten Stücke der Säuglingsgarderobe aus Stube und Kammer. In Wohnzimmern darf auch nicht gewaschen werden, indem diese Verrichtung die Luft feucht und ungesund macht. Zu genanntem Zwecke kann man im Winter nothgedrungen die Küche benützen; dieselbe sollte aber einen Schacht zum Abzuge der Dünste und verdorbenen Luft besitzen.

Nicht nur die Reinheit der Binnenluft in den Wohnungsräumlichkeiten ist von großem gesundheitlichen Einfluß, auch der Wärmegrad derselben verdient sorgfältige Beachtung. Im heißen Sommer wird man durch Abhaltung der sengenden Sonnenstrahlen vermittelst Jalousien, durch weites Offenhalten der Fenster namentlich in den kühleren Morgen- und Abendstunden die Temperatur im Zimmer möglichst erträglich zu machen streben. Im Winter dagegen, wo bei unserem Klima eine künstliche Erwärmung der kalten Wohnräume durch Heizapparate nothwendig ist, sollte der Grad der Lufttemperatur auch in jeder Privatwohnung so gut wie in öffentlichen Anstalten, z. B. Schulen, nicht nach dem bloßen, persönlich oft sehr verschiedenen Wärmegefühl des Einzelnen bestimmt werden, sondern nur nach den genauen zahlenmäßigen Angaben eines physikalischen Instrumentes. Es geschieht dies bekanntlich durch das Thermometer, ein Hausgeräthe, das man noch so selten gerade in den Wohnungen der eigentlichen Arbeiterklassen trifft und dessen praktische Bedeutung für exakte Wärmebestimmung der Innenluft doch weit wichtiger ist als für die Temperaturmessung der Außenluft. Wir müssen deshalb vom Gesundheitsstandpunkte aus nur dringend wünschen, daß das genannte billige Gesundheitsmöbel in jeder Wohn- und Schlafkammer sich befinde und zwar muß es während der Heizperiode in mittlerer Entfernung vom Ofen und nicht zu nahe an den oft stark abkühlenden Fenstern angebracht sein. Jede Hausfrau, die doch als vornehmliche Gesundheitswächterin in den verschiedenen Departementen der Wohnung eifrig und weise zu

walten hat, sollte mit der Lektüre des Thermometers so vertraut sein, wie etwa mit der Handhabung der Kochinstrumente. Man hat durch Ablesen des jeweiligen Standes des Wärmemessers — gewöhnlich nimmt man dazu noch den 80 gradigen nach Reaumur — verschiedene Vortheile, sowohl gesundheitliche wie ökonomische, mehr oder weniger in seiner Hand. In erster Linie bestimmen wir darnach den durchschnittlichen Binnemwärmestand der Wohnräume im Winter auf das gesundheitlich zuträglichste Maß von 13—14° R. — für kleinere Kinder allerhöchstens auf 15°. — Im Weiteren gibt uns das Thermometer auch den zuverlässigsten Maßstab für die nothwendige Stärke des Ofenbetriebes, für die Menge der nach dem Luftkältegrad des Wohnraumes aufzuwendenden Brennmaterialien und für die Häufigkeit der Heizung an besonders frostigen Tagen. In manchen, ausnahmsweise niedrigen und engen Stuben, die in ihrer Temperaturhöhe von den Bewohnern nicht durch das Thermometer kontrollirt wurden, haben wir namentlich auf dem Lande sehr oft eine allzu stark gesteigerte Wärme gefunden. Diese übt aber durch Beschleunigung der Herzbeugung und des Blutumlaufes, durch Blutüberfüllung des Kopfes, Gehirns und der Haut nachtheilige Wirkungen aus, verweichlicht den Körper oder entzieht demselben, da die abnorm warme Luft auch eine zu trockene wird, durch stärkere Verdunstung übermäßig viel Hautfeuchtigkeit und damit auch mehr Wärme. Sowohl hierdurch als auch bei plötzlichem Uebergang aus überhitzter Zimmerluft in viel kältere Umgebung kann man sich leicht erkälten. Es sollte die regelmäßige thermometrische Bestimmung der Luftwärme in den geheizten Wohnräumen der sanitärisch und ökonomisch schädlichen Verschwendung von Ofenfutter in mancher ärmeren Familie vorbeugen.

Den gesundheitlich nicht gering anzuschlagenden Uebelstand zu üppiger Heizung zumal in Arbeiterwohnungen konstatarnten andere Beobachter auch in städtischen Miethshäusern. So entwirft der für Beleuchtung und Hebung der Wohnungsübelstände sehr verdiente Dr. Balmer-Mink*) diesbezüglich folgende Schilderung: „Als in Basel einmal die Mitglieder der Geschäftsprüfungskommission des Bauvereins die Kunde in den noch nicht verkauften, sondern erst vermieteten Neubauten machten, trafen sie hie und da trotz der milden Witterung bei herrlichem Frühlingssonnenschein die Fenster fest verschlossen, in den Zimmern eine wahre Brutwärme und eine so überhitzte, dumpfe und übelriechende Luft, daß einem fast der Athem vergehen wollte. Namentlich, wo kleine Kinder waren, verrieth sich das Trocknen ungewaschener Kleidungsstücke, Hemdchen, Strümpfchen und Windeln, auf eine für Nasen und Lungen höchst empfindliche Weise. Man ward aber auch von Mitleid für die armen kleinen Geschöpfe tief ergriffen, die blaß und kränklich, freudlos und matt, fast theilnahmlos und stumpfsinnig auf der Kommode und am Boden saßen. Sollte es denn noch immer Mütter geben, die nicht wissen, daß eine gute, reine Luft für einen schwächlichen Kinderleib eine stärkende Arznei ist, während die unnatürlich gesteigerte Stubenwärme nur verweichlicht und entnervt?“

In gesundheitlicher Beziehung am zuträglichsten und behaglichsten ist eine auf richtiger Höhe stehende möglichst gleichmäßige Zimmerwärme während des Winters. Alle Schwankungen kann man natürlich nicht verhindern, aber sie dürfen weder zu niedrig noch zu hoch sein; es sind die Temperaturextreme besonders der Jugend nachtheilig. Sehr schädlich wirkt es auf Windelkinder, wenn die Mutter deren Bett oder Korb — die Wiegen sind aus dem Kindermobilien gänzlich zu entfernen — ganz nahe an den heißen Ofen mit seiner ungesunden Strahlwärme hinstellt, als ob sie hier brüten müßten. Durch allzu üppiges Warmhalten der Kleinen hinsichtlich Zimmerluft, Federbetten, Körperbedeckung, Kopf- und Halseinhüllung geräth die Haut in ein Treibhausleben, das deren Empfindlichkeit gegen unvermeidliche Abkühlungen, die unnatürliche Verzärtelung so Vieler schon von Jugend auf bedingt und in ihnen für mancherlei Gesundheitsstörungen empfänglichen Boden schafft.

Bei der Behandlung der Ofen ist besondere Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß man dieselben, wenn sie im Zimmer selber geheizt werden, was für die Abfuhr verdorbener Luft nur günstig wirkt, nicht zu frühe, vor gehöriger Verbrennung der Heizstoffe durch die Klappe von der Verbindung mit dem Rauchrohr abschließt. Bei Vernachlässigung dieser Vorsicht treten sehr schädliche Gase aus dem Ofen in die Stubenluft über. Wenn dies auch nicht immer sofort lebensgefährlich wirkt, obschon tödtliche Vergiftungen durch genannte Ursache jeden Winter sich ereignen,

*) s. auch die zwei Preisschriften von Th. Meyer-Merian und Balmer-Mink: Sicherer Wegweiser zu einer guten und gesunden Wohnung. Basel. Vahneier. 1860.

so hat jene aus übertriebener Wärmeparsamkeit geschehene Gewohnheit auf die Dauer nachtheilige Folgen für das Blutleben der Zimmerbewohner. Ueberhaupt darf man auch in Winterszeit die Lüftung der Wohnräume nicht so stark vernachlässigen, wie es gemeinhin geschieht. Es ist ein übler Brauch, mit der warmen, aber bei langem Eingeschlossensein gewöhnlich zerfetzten, durch Doppelfenster mit oft absichtlich verstopften Ritzen an genügendem Austausch mit der kältern, frischern Atmosphäre noch mehr gehinderten Luft so sehr zu geizen, wie dies in vielen, besonders ärmeren Haushaltungen meist geschieht. Besser eine etwas kühlere, dafür aber gereinigte, als eine zu südliche, jedoch mit schlechten Stoffen aller Art übermäßig beladene Zimmeratmosphäre!

Außer den Bewohnern trägt im Winter an den langen Abenden besonders, die Verbrennungsprodukte liefernde Stubenbeleuchtung zur Luftverschlechterung bei, woraus eine neue Mahnung zu der öfteren Zufuhr guter Athempfeife aus der unerschöpflichen Vorrathskammer der Natur entspringt. Eine einzige Petroleumlampe wirkt durch Lieferung von gasigen Stoffen für Verunreinigung der Binnenluft so stark wie sechs Menschen mit ihren beiden Lungen und Tausenden von Hautausdünstungsporen. Auch das Kochen im Stubenofen während der kalten Zeit, wenn nicht mit äußerster Sorgfalt geübt, liefert manchen Beitrag für das reichhaltige Kapitel der Verschlimmerung der Zimmerluft; am besten würde es gänzlich unterlassen. Für Arbeiterfamilien eignen sich die neueren, vielfach verbesserten und bequemen, sowie billig zu handhabenden Petroleumkochherde für den Küchenbetrieb vorzüglich. Sie stehen mit Unrecht im schlechten Ruf der Gesundheitschädlichkeit. Nur gehört Vorsicht und große Reinlichkeit zu deren Benützung.

In jedem Wohnraum ist ferner der Sauberkeit der Fußböden, welche, wenn sie nicht aus Parquet bestehen, behufs leichterer Reinigung zweckmäßig mit Leinölfarbe unter sorgfältiger Verstopfung aller Spalten angestrichen werden, genaue Sorgfalt zu widmen, wie auch hinter den Möbeln keine Anhäufung von Staub und Schmutz aller Art zu dulden ist. Der berühmte Gesundheitslehrer Pettenkofer hat treffend gesagt: „Wenn ich einen Düngerhaufen im Zimmer habe, thue ich geschweiger, diesen zu entfernen, anstatt dasselbe stärker zu ventiliren“.

In der Schlafkammer, deren Fußboden, wenn er aus Tannenholz besteht, jedenfalls geölt sein und die in sehr kalter Winterszeit auch, aber in etwas leichterem Grade als die Wohnstube (auf 10—12° R.) geheizt werden sollte, — Kalt schlafen unter allen Umständen steht noch bei der Mehrzahl mit Unrecht im Rufe besonderer Gesundheitszuträglichkeit — dulde die sorgsame Hausfrau nicht einen Bazar von allerlei unnöthigen Siebensachen oder gar einen Stapelplatz beschmutzter Wäsche. Dadurch wird nur die so dringende Reinheit der Schlafluft beeinträchtigt. Auch sonst sei in allen Dingen, in Bettwäsche, die jeden Morgen gehörig zu lüften ist, in Kästen, auf dem mit Seife, Zahnbürste und solidem Schwamm ausgestatteten Waschtisch sowie in häufig erneuerten Waschtüchern das Schlafgemach ein Musterbild von Sauberkeit. Die Nachtgeschirre dürfen nie unter das Bett gestellt, sondern müssen, am besten mit einem gut schließenden Deckel versehen, in einem besonderen Tischchen untergebracht werden. Das nächtliche Lager sei einfach ausgestattet, ohne Kopfkissen und sog. Unterbetten aus Federn, welche nur verweichlichen und die Ausdünstung hindern. Wir sollten schon die Kinder daran gewöhnen, auf bloßer Koffhaarunterlage und nicht auf Federn zu liegen, und sich nicht unter allzu schweren Kissen aus letztgenanntem verzärtelnden Material, das neben guter Wolldecke nur für die kalte Zeit zu gestatten ist, zu vergraben.

Vieles, das muß hier auch noch nachdrücklich gesagt sein, wird für Verschlechterung der Wohnungsluft in Gängen, Küchen und Zimmern gesündigt durch unreine Behandlung der Aborte. Dringend ist Sorgsamkeit in diesem wichtigen, aber so oft unverantwortlich vernachlässigten hauswirthschaftlichen Kapitel besonders da, wo der Baumeister die fraglichen Räumlichkeiten nicht wirklich „ab Ort“, d. h. entfernt von dem eigentlichen Wohnhause, in einem kleinen Anbau angelegt hat. Dies gilt leider für viele Häuser auf dem Lande, wo gewöhnlich noch keine Wasserspülung (Closet) eingeführt ist, sowie andere Systeme für rasche Entfernung der Abfälle z. B. Tonnen oder für möglichste Geruchslosmachung des Grubeninhaltes, etwa durch Erdcloset, nicht im Betriebe stehen. Nicht selten ist die Küche, das Treppenhaus in unmittelbarer Nähe des Abtrittes und unangenehme Dünste verpesten die Wohnungsatmosphäre. Da sollte doch wenigstens außer häufiger, am besten geruchloser Entleerung der möglichst dichten, cementirten Gruben für ergiebigste Lüftung derselben durch ein gut angebrachtes Dinstrohr, sowie für öftere Vermischung ihres Inhaltes

mit genügenden Mengen chemisch wirkender Mittel, z. B. Eisenvitriol, Sorge getragen werden. Dazu kommt noch die Verhütung der leider so häufigen Verunreinigung in den Kabinetten, die Aufsicht über beständigen, möglichst luftdichten Verschluss der Fallrohröffnungen, über gehörige Lüftung des Raumes durch fortwährend Tag und Nacht offenstehendes Fenster, das womöglich in's Freie gehen sollte. Zur Beobachtung der hier doppelt nöthigen Reinlichkeit sind die Kinder schon frühzeitig auf das strengste und konsequenteste anzuhalten.

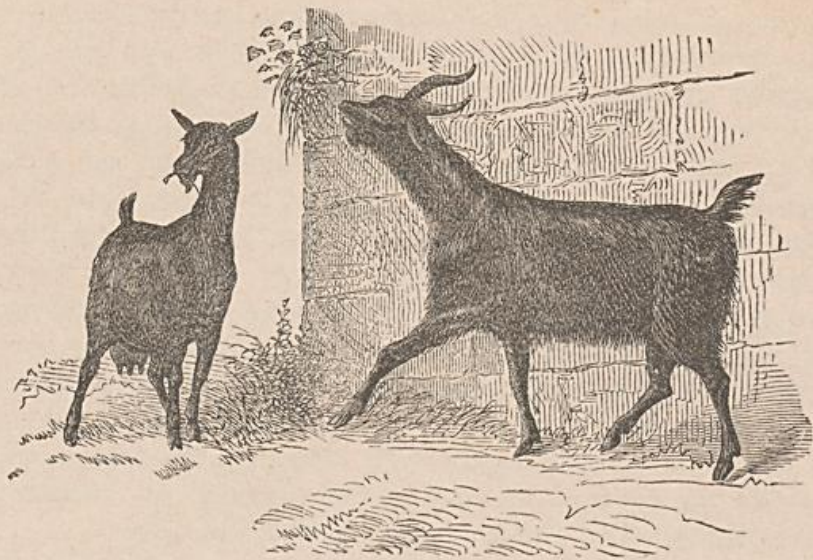
Für den industriellen Arbeiter von besonders hohem Gesundheitswerth ist die Pflege gewisser willkommener Beigaben zur Wohnung oder zum eigenen, wenngleich bescheidenen Daheim. Hieher gehört vor Allem die Anlage eines Hausgartens mit Auge und Herz erfreuendem Blumenschmuck, sowie die Bearbeitung und möglichst rationelle Bewirthung eines Stückes Gemüselandes, wozu ihm die Gelegenheit auf dem platten Lande oder wenigstens vor der Stadt natürlicherweise weit eher geboten ist, als in der Straßen quetschender Enge. Dadurch, daß man in der Neuzeit immer mehr die gesunde Bestrebung verfolgte und erfüllte, Arbeiterhäuser weniger nach dem Style großer Logierkasernen, sondern mehr nach dem Grundsatz der Einzelhäuschen (des englischen so sehr bewährten Cottagesystems), vor die städtischen Wohnzentren mit der unreineren Luft und dichteren Bevölkerung hinaus zu verlegen, wurde zu jenen, Körper und Gemüth erfrischenden, Arbeitslust und Thätigkeit mehrenden Zwischenbeschäftigung in frischer Luft, unter offenem Himmel, während Frei- und Feierstunden größere Möglichkeit geschaffen. Je mehr auch bei uns die in andern Ländern bereits in umfänglichem Maße kultivirte Einrichtung zur Geltung gelangen wird, schon von der Schule aus durch theoretisch-praktische Anleitung in einem gut angelegten und sorgfältig verwalteten Schulgarten die reifere Jugend in Garten- und Gemüsebau einzuführen, desto lebhafter wird in der heranwachsenden Generation Sinn und Liebe für jene so gesunden, edlen und nützlichen Thätigkeiten geweckt, der Trieb zu selbstthätiger Uebung und Vervollkommnung in denselben gefördert werden. Es kommt ja auch bei solchen, von der schweizerischen Volksschule merkwürdigerweise bislang entweder ganz vernachlässigten oder nur höchst selten und stiefmütterlich gepflogenen Beschäftigungszweigen, welche der Erziehung zur Arbeit, der physischen wie gemüthlichen Volksgeundheit zugute fallen und überdies manchen ökonomischen Nutzen gewähren würden, hauptsächlich auf frühe, zum Nacheifer anspornende Anregung, auf ein gutes Beispiel an. Es ist allerdings heutzutage die Schule sonst mit vielem Stoff beladen; das Detail in manchem, allzu einseitig bloß als Lehr- und weniger als Erziehungsgegenstand betriebenen Fache ließe sich jedoch zu heilsamer Entlastung des Gehirnes des Kindes und seiner oft übermäßig in Anspruch genommenen Gedächtnißfähigkeit beschneiden. In einzelnen Gebieten — und dazu gehört ganz vorzüglich die Naturkunde — könnte unser Schulsystem größeren, nachhaltigeren Erfolg erzielen, wenn es die Lehren und bildliche Anschauung von der Schulstube weg mehr in die Natur selber mit ihrem plastischen Anschauungsunterricht, wenigstens vom Frühjahr bis Herbst, verlegen, die ganze Schulhaltung überhaupt zu einer praktischer angewandten machen würde. Für die Wohnungsgeundheitspflege müßte die Berücksichtigung der für Viele einen wichtigen Anhang des Hauses bildenden Gebiete Gartenbau, Obstbaum- und Gemüsezuucht im Schulgartenunterricht für die Nutzamwendung daheim einen wichtigen Anreiz und Fortschritt mit sich bringen.

In seiner bereits oben erwähnten Preisschrift sagt Schmölke sehr richtig: „Die Vortheile eines Gartens für die Arbeiterfamilie sind nicht nur materielle, sondern auch moralische. In sittlicher Beziehung wirkt die direkte Berührung mit der Natur stets wohlthätig auf das Gemüth des Menschen, die leichte zwanglose Beschäftigung im Garten füllt in angenehmer Weise die Mußestunden des Arbeiters und bewahrt ihn vor dem Wirthshausleben, dem Ruin so mancher Familie. Auch die Kinder der Arbeiter werden durch die Gartenpflege an nützliche Beschäftigung gewöhnt und dem oft entsittlichenden Gassenleben entzogen. Da es vor Allem daran liegen muß, dem Arbeiter nicht nur ein Obdach, sondern ein behagliches Heim zu schaffen, in welchem er sich wohl fühlt und sich von seinen schweren Berufsarbeiten erholen kann, so darf nicht allein die rechnungsmäßig zu ermittelnde Nützlichkeit in den Vordergrund gestellt, sondern es muß auch für das Angenehme gesorgt werden. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich, vor dem Hause einen Platz zur Anlage eines Biergärtchens einzuräumen, welches, weil den Blicken der Nachbarn und Vorübergehenden ausgesetzt, die Familie zur Erhaltung der Ordnung und Sauberkeit anregen und gewiß auch einen günstigen Einfluß auf die innere Ordnung und Reinlichkeit des Hauses ausüben wird“.

Gewiß ist, daß eine auch den Schönheits Sinn und das Gemüthsleben des Menschen nur einigermaßen anregende und befriedigende Wohnung auf dessen eigenes persönliches Verhalten, auf seine Gesundheit, Mäßigkeit und Sparsamkeit, sowie, was in unserer vereins- und genußsüchtigen Zeit vor Allem noth thut, auf dessen harmonischeres, innigeres Zusammenleben mit den nächsten Angehörigen im engen Kreise der Familie einen außerordentlichen Einfluß ausübt. Es zeigt sich diese moralische Wirkung der Wohnzustände schon in dem so sehr verschiedenen Leben und Treiben der Bewohner dunkler oder heller Zimmer, welche sanitarisch und ästhetisch, damit auch sittlich, ihrer Beschaffenheit entsprechende Aeußerungen und Folgen hervorrufen. Die neuesten Bestrebungen, zumal die niederen Klassen dazu anzuleiten, die Wohnräume ohne große Ausgaben möglichst freundlich, dadurch im besten Sinne des Wortes heimelig zu gestalten, verdienen demnach außer ihrem rein menschlichen Interesse auch eine hohe Beachtung vom Standpunkte der leiblichen wie moralischen Gesundheitspflege und der Sozialwirthschaft überhaupt. In einem so gestalteten Heim gedeiht am lieblichsten die Blüthe der reinen und durch ihre Früchte vielfachen Segen spendenden „Häuslichkeit“. Sehr schön hat dieser noch viel zu gering geschätzten Seite der Wohnungsgesundheitspflege der von uns bereits genannte Dr. Valmer-Mink am Schlusse eines Zeitungsartikels über „Wohnungsübelstände“ Ausdruck verliehen und wir wüßten unsere kleine, hauptsächlich auf Anregung ausgehende Abhandlung nicht besser zu enden, als indem wir die Worte jenes ebenso emsigen wie einsichtigen Förderers des Wohnungswesens der arbeitenden Klassen als auch aus unserem Herzen und aus demjenigen jedes Menschenfreundes gesprochen, wiederholen:

„Der Mann, der nach des Tages Last Erholung sucht, soll sie am liebsten in seinem freundlichen Daheim suchen, bei Frau und Kind; und Frau und Kinder sollen ihr Glück und ihre Freude daran haben, dem, der für sie arbeitet und sich's um ihretwillen sauer werden läßt, das Leben so viel wie möglich angenehm und lieblich zu gestalten. Ist eine Wohnung hell und lustig und sonnig, so ladet sie von selber ein, das Fenster Sims mit schönblühenden Rosen, Geranien und Nelken zu schmücken, die Bilder an den Wänden mit möglichster Symmetrie zu ordnen, Tische und Stühle und Kommoden staubfrei und rein zu halten, die Bücher ordentlich auf dem Sims über der Thüre aufzustellen und die Fenstervorhänge in gleichmäßige Falten gelegt zu beiden Seiten des Fensters zurückzuschlagen. Der still waltende Schönheits Sinn einer Frau oder Tochter weiß ohne die geringste Extraauslage den Anblick des Wohnzimmers wie mit einem Zauberduft zu überhauchen, daß man aus einem solchen Raum nicht mehr fort möchte und glaubt, Engel walten da drinnen und gebieten dem Frieden, da zu wohnen.

Ordnung, Reinlichkeit, Sinn für Schönheit, das sind die Mittel, das Leben lieblich zu gestalten; aber sie gedeihen nur da, wo der schönste Schmuck des Hauses nicht fehlt, Eintracht und gegenseitige Liebe und wo das theuerste aller Erdengüter zu finden ist: wohlgerathene Kinder!“



Der Werth der Ziege für Haus und Familie.

Von Fritz Rödiger.

Erstes Kapitel.

Wo kommt unsere Ziege her und wie hat sie sich entwickelt?

Unsere wohlbekannteste Hausziege stammt weder vom Steinbock ab, noch von der Bezoarziege und ist weder durch die Sarazenen über Spanien aus Afrika, noch von den Allemannen und Burgundern in die Schweiz eingeführt worden, wie erst ganz neuerdings von einigen Ziegenfreunden behauptet wurde, in an sich ganz anerkennenswerthen Schriften „über die Ziegenwelt der Schweiz“, sondern das verhält sich wie folgt:

Die Hausziege bildet eine eigene selbständige Art unter der Ziegengattung im Allgemeinen, welche eine manigfaltige Anzahl von Arten und Unterabtheilungen umfaßt! Ihre ursprüngliche Heimath ist, allem Forschen der Neuzeit nach, worunter bekanntlich Brehm die hervorragendste Stellung einnimmt — Asien, und zwar die Hochgebirge Mittelasiens, welche jedoch noch nie ein Fremder betreten hat, der lebend zurückgekehrt wäre. Mit diesen unerforschten, von feindseligen Volksstämmen fanatisch gehüteten Gegenden in Verbindung stand unstreitig in uralter Zeit das Volk der Arier, das an den nördlichen Gestaden des kaspischen Meeres weithin ausgebreitet wohnte. — Dort finden wir unsere Ziege, um 4000—4500 Jahre vor Christi, urkundlich beglaubigt durch die heiligen Bücher jenes Volkes, das damals schon so hoch in Kultur stand, daß es schreiben konnte und bereits Ackerbau trieb. Die heiligen Bücher, von denen wir sagten, sind in der längst untergegangenen Sanskritsprache geschrieben, der Muttersprache aller europäischen Sprachen: Aus ihnen ersehen wir, daß die Ziege schon damals gelebt und sich als gezähmtes Hausthier nützlich gemacht hat, wie heute.

Von hier aus ergossen sich nun, wie uns die gelehrten Sprachforscher nachweisen und eine eminente Anzahl von Archäologen, seit undenklichen Zeiten eine unzählbare Menge von Einwanderungszügen über ganz Europa. Mit ihnen kamen als Hausthiere und treue Begleiter des Menschen in erster Linie Schaf, Ziege und Kuh.

Die Schrift verstummte indessen, wie es scheint, wenigstens für die Nachwelt abermals tausende von Jahren, aber dafür erzählen uns nun unsere modernen Forscher über vorzeitliche Zustände und mit ihnen Hand in Hand unsere Knochenkammer, daß die Ziege bereits zur Höhlenzeit fast alle Länder Europa's im Gefolge des Menschen besetzt hatte. In weit ausgedehnterem Maße lebte sie jedoch zur Zeit der Pfahlbauten.

Mit den Eroberungen der Römer diesseits der Alpen tritt dieses Thier bei uns wiederum in die geschriebene Geschichte ein, spielte aber lange Jahrhunderte hindurch eine unbedeutende Rolle, indem sie da nur gelegentlich bei der Schafhaltung als Einmischling erwähnt wird. Erst im 15. und 16. Jahrhundert erringt sie höheres Ansehen und eine selbständigere Bedeutung, als die Gewerbe und auch Industrien sich allmählig über die Länder ausbreiteten, die Milchprodukte mehr und mehr gesucht wurden und die ungeheuren Viehsuchen, welche im Mittelalter Europa in unglaublich verheerender Weise heimjuchten, die Ziege in den Vordergrund drängten.

Die Ziege blieb trotzdem ein eigentliches Bergthier und entwickelte sich deshalb auch bei uns zuerst und hauptsächlich in den Alpen- und Berggegenden in vorzüglicher Kraft, Ausdauer und relativer Schönheit. So finden wir denn auch in der Schweiz bereits im 15. Jahrhundert, daß die Alpenkantone es waren, vor Allem Glarus, welche die „Geißrechte“ gesetzlich regelten, ihnen uralte Alpenrechte erneuerten und an die Spitze der Ziegenherden weid- und geißkundige Hirten stellten.

Zweites Kapitel.

Die Toggenburger Geißen.

Machen wir nun nach diesem kurzen geschichtlichen Ueberblick der Herkunft unserer Hausziege einen frischen Sprung mitten in unsere Zeit hinein und steigen allmählig herab zur Hügel- und Thalschweiz, mit einem Fuße noch in den Toggenburger Alpen, mit dem andern schon am Herzen der Gewerbe und der Industrien, so erkennen wir so recht lebhaft den Lebensgang und die heutige hohe Bedeutung unseres Lieblingsthierleins für Alle, denn bald nun hält die weiße oder bunte Ziege auch alle Morgen und Abende schon vor vielen Häusern weit drunten in den rauchenden Städten des Landes, um „frisch vom Euter“ ihren stärkenden Lebenssaft zu spenden! Nicht blos dem bescheidenen Arbeiter, auch dem wohlhabenden Herrn! Arm und Reich! Jung und Alt! Bauern und Tauern! Allen! Allen eine nie versiegende Amme!

Wir können der Ziege kein anmuthigeres Bild abgewinnen, als wenn wir einen ehemaligen „Geißbub“, der noch heute stolz und freudig an seinen damaligen Stand denkt, von seinen „Geißlenen“ begeistert reden lassen, damit der Leser erkennt, daß es nur da gute Geißen und frisch und fröhliche, zufriedene und glückliche Geißbauern gibt, wo des Menschen Gemüth mit der Milchspenderin zusammenlebt und webt.

So entwirft Herr Heinrich Rüegg in Herishmetteln-Gosau (Zürich) in der „Alpen- und Jurachronik“ (damals „Monatsblätter“) Nr. 5, 1885 folgendes allerliebste Bild von den Geißen seiner Berge und seiner Jugend, wie folgt:

„Von jeher waren die Geißen meine Lieblinge, seit ich aber an der letzten Wanderversammlung des schweiz. alpwirtschaftlichen Vereins von den Herren Fritz Rödiger und Vater Schatzmann gehört habe, daß die Geißen ein Mittel seien, mit dem sich der arme kleine Mann emporarbeitet zur bessern, sichern Existenz und mir beim Nachdenken die eigene Erfahrung sagt, daß dem wirklich so sei, sind sie mir doppelt lieb geworden, diese Art „Sozialisten!“

„Als ich noch ein „Bub“ war, wie bin ich manchmal über die Grenze ins nahe Toggenburg marschirt und habe im „Straußfarnwald“ und in der „Helleggalp“ das Treiben der Geißen und Geißbuben beobachtet und — gewünscht, ein Geißbub oder dann einmal ein Schäfer zu werden! Mein Wunsch ist einige Jährchen später in Erfüllung gegangen, ich hatte bis fünf Geißen und ein paar „Gißel“ unter meiner Hut. O wie war das eine schöne Zeit! wie schwelgte das Herz in Jugendlust! Mit meinen Geißen in den „Schmidswald“ oder ins „Schürkitobel“ zu ziehen, immer wandernd, von Busch zu Busch, von einem schattigen Plätzchen zu einem sonnigen und umgekehrt,

den „Stutz“ in der Hand, lesend und deklamirend, singend und pfeifend, bis die Sterne flimmerten am Himmelsge-
wölbe. Ja wohl, das war eine schöne Zeit!“

„Und wie hatte ich schöne Thiere, vorab „de Häsi“, eine ächte Toggenburgerin, mein Liebling, wie suchte
sie mich, wenn es mir gelang, mich vor ihr zu verbergen, wie mäberte sie dann so kläglich, wie sehnsüchtig wartete
sie, bis ich ihr eine junge Esche oder Weide bückte zum Abfressen des Laubes, probirte, wenns gar zu lange ging,
wohl selber es zu thun, wie machte sie dann das Männchen und Luftsprünge, wie stand sie so schön stille, wenn ich
sie molk oder gar ausjog, wenn ich im Wald keinen Eimer hatte; ferner das schwarze „Hörnerli“, das sich einmal
verlaufen und dann am Abend bei der Stallthüre zwei neugeborene „Gitzeli“ säugte. Wie manchmal kletterten mir
meine „Gitzli“ auf die Achseln, wenn ich im „Stutz“*) las, und horchten, — ein schallhafter Sprung — und sie
waren wieder fort.“

„Wir hätten den „Häsi“ verkaufen können, theuer, da sagte ich: Wenn diese fort muß, müssen alle fort. Sie
wurde krank und mußte geschlachtet werden und ich trauerte um sie, — man lachte mich aus, aber wahr ist es doch!“

„Es ist mir auch einmal eine andere Geiß, die mir auf gefährlichem Wege nachkletterte, den ich einschlug, weil
dort ihr liebstes Futter „wilde Hirsch- und Geißleitere“ wuchs, über einen Felsen gefallen, diese lebt jetzt noch in den
Bergen meiner Heimat in der Erinnerung fort, denn „es sei das die erste Geiß, die zu Tod gefallen sei.“ — Ich
komme zu weit ab. — Was für Thiere sind die Toggenburger Geißen? Da brauche nicht erst zu sagen, daß
sie am Halse oder an den Ohren „Bötteli“ haben**) und unter dem Maul etwas, von dem es in einem Räthsel
heißt: „Geißen, Gensjen, Demokraten, Katz' und Hunden dient's als Schmuck“, — einen famosen Bart — wie an-
dere Geißen auch, sondern daß es vorab ihr Kleid, ihre Farbe und das Euter ist, das sie auszeichnet.“

„Die Farbe der Toggenburger Geißen ist braun, bald mehr ins röthliche oder graue spielend, „Hasen-
farben“, es gibt auch schwarze und gestiefelte. Den Hasenfarbenen und Schwarzen fehlen im Gesichte zwei weiße
Striemen nicht, die von den Hörnern der Gehörnten oder den „Tötschnötteln“ der „Muttschen“ bis zum Knie herab-
reichen. Bei den „Geistiefelten“ sind alle vier Beine bis an die Kniee schwarz, der vordere Theil des Kopfes ist schwarz,
die Striemen fehlen; der Rumpf ist stets hasenfarben. Es gibt gehörnte und „Muttschen“, Militär und Civil, letztere
sind aber beliebter! Was für praktischen Werth die Farbe für den Eigenthümer hat, habe im alpwirthschaftl. Verein
gesagt. Eine weiße Ziege verräth durch ihr Kleid ihren Aufenthalt auf große Entfernung, bei den hasenfarbenen ist
das nicht der Fall. Die Toggenburger Geißen werden zum kleinsten Theil in Heerden gehütet, wie anderwärts z. B.
Glarus, Bünden, ihrer zwei bis vier laufen den Sommer über frei mit dem Rindvieh auf den Weiden herum. Um
das Durchschlüpfen durch die Bäume zu verhindern, tragen sie am Halse eine „Chame“, einen gabelförmigen Ast durch
ein Brettchen mit zwei Löchern und einer Schnur verbunden; trotzdem statten die Geißen der verschiedenen Weiden
einander Besuche ab, streifen weit über die Grenzen ihrer Weide hinaus, ihr Kleid verräth sie nicht so bald und
Abends sind sie wieder bei der Hütte ihrer Weide. Ihr Unterhalt kostet im Sommer sozusagen Nichts, weil haupt-
sächlich Laub, namentlich dasjenige der Alpen-Erle, ihre Nahrung ist.“

„Sie sind sehr milchreich. Gar manches fette Kalb aus dem Toggenburg, das zur Schlachtbank geführt
wird, ist von der Geißmilch fett geworden, manches schöne Rind, das um schönen Preis ins Welschland verkauft wird,
hat in Libingen oder Krinau in der Jugend viel Geißmilch erhalten. Auch im Toggenburg ist die Geiß, „des Ar-
men Kuh“, das Mittel geworden, den armen „Virgsler“ zum glücklichen „Virgsler“ zu machen, daß er sich vom
Geißbauer zum Kuhbauer und schließlich zum Stiefabrikanten erhob.“

„Die Milch wird aber nicht nur zur Mast- und Aufzucht der Kälber verwendet, sie ist vor Allem Volks-
nahrung. Da trinkt man nicht nur Morgens und Abends Geißmilch, auch „z'Vesper.“ Geißkaffee in Libingen z. B.
ist „gäng und gäb.“ Ich habe mir auch sagen lassen, daß in dieser ganzen Gemeinde blos ihrer drei Grundbesitzer
seien, die keine Geißen halten.“

*) Gemälde aus dem Volksleben von Jb. Stutz, Volksdichter.

**) „Maneli“, siehe später.

„Ich möchte Euch, ihr Bewohner des Flachlandes, die ihr tagtäglich ein Getränk, das Most oder Wein oder Schnaps sein soll, Gläser auf Gläser hinableert, so einen Toggenburger vor Augen stellen, wie ich schon solche gesehen, der zwei Centner Heu alleine auf den Rücken nimmt und auf schmalem Wege, bergauf, bergab, stundenweit davon trägt, langsam, Schritt für Schritt, darunter sein Pfeifchen rauchend, nur selten ruhend, weil er weiß, daß durchs Ablegen und Wiederaufnehmen der Bürde doch etwas verloren geht für sein „Vieh.“ — Das kommt nicht bloß von der frischen Bergluft, sondern hauptsächlich von der Milch der Toggenburger Geißen!“

Drittes Kapitel.

Welches ist nun die beste Art der Ziegen von all' den vielen Ziegenarten oder Schlägen, wenn ihr wollt, einzig in der Schweiz?

Keine und Alle! „Die Geißen sind alle gut, wenn sie gut sind!“ hat mir einmal eine alte und wohlgefahrene Geißenmutter gesagt und es liegt in diesem scheinbar thörichten Spruche viel Erfahrung! Es kommt nicht darauf an, auf welchem Berge und in welchem Thale sie gekitzelt sind. Die Art muß gut sein und die Aufzucht und Pflege, — besonders bei der Stallziege, und mit dieser haben wir es hier wohl hauptsächlich zu thun — noch besser!

Die beste Geiß ist die, welche die beste und meiste Milch gibt! Immerhin muß man darauf schauen, daß neben den Milchorganen, besonders neben einem schönen, nicht zu großen und nicht zu kleinen Euter, das Thier am Leib verhältnißmäßig stark ist und festgebeint! Der Hals soll nicht zu lang und eher gedrungen sein, denn die Ziege ist ein geborenes Bergthier. Am Halse womöglich zwei schöne Maneli (Hautglöckli). Sie stehen der Geiß wohl an und verkünden die vollkommenste Ausbildung, weil — sie nicht fehlen. Der Kopf soll besonders um die Horn- und Augenparthie verhältnißmäßig breit sein (feste Maße lassen sich nicht angeben). Im Ganzen eher kurz als lang. Die Schnauze nicht allzu spitzig. Ein zum Vorstehen geneigter Unterkiefer wird gern gesehen. Die Augen groß, lebhaft, gescheidt! Die Ohren hat man gern aufgerichtet, lieber schmal, spitz und beweglich. Hörner? — Geschmackssache! Weidziegen sieht man gern bewaffnet „hornrasselnd“, Stallziegen sind zweckdienlicher — ohne diese Waffen („Eivilisten“). Daß das Euter zwei Zitzen haben muß, aber auch vier haben kann, ausnahmsweise, ist bekannt. Ob lang- oder kurzhaarig, darauf kommt wenig an, wenn beide rein gehalten werden. Flaum unter den Haaren haben beide (Ziegenwolle). Ein schöner Bart — ziert jede Art! Die Farbe ist hundertsfältig. Können alle gut sein. Man rühmt freilich vor Allem die weißen und die rehfarbigen, auch wohl die gestriemten; allein es gibt nur eine beste Farbe — die Reinlichkeit!

Ueber die Größe wird viel gestritten, wie um des Kaisers Bart. Die Mittelstraße dürfte auch hier vorzuziehen sein, da hohe Beine nicht viel nützen. 1 Mtr. im Mittel hoch, bis zu dem Hornansatz, 70—75 Ctm. Widerrißhöhe, 73—80 Ctm. Kreuzhöhe. Schwanzlänge 13—14 Ctm. Das Schwänzlein ist auch bei kurzhaarigen langhaarig und soll sich fleißig bewegen, wie eine Windmühle.

Viel kommt noch auf den Charakter an. Die Stallziege muß bei allem Humor und bei aller Kampflust dennoch ein friedfertiges Gemüth besitzen, dabei soll sie aber neugierig, naschhaft und eifersüchtig sein — damit sie emsig sucht und „frisst“ (wenn so ein rohes Wort auf so ein feines Thier paßt), schnäderkräftig darf sie auch sein, weil man ihr das lassen muß. Kletterfüchtig, waghalsig, schwindelfrei und furchtlos wird ihr im Stalle oder in der Hausweid nicht viel schaden. Dagegen sieht man bei der Ziege gerne, was man bei vielen Menschen tadelt, — daß sie stets durstig sei! Eine gewisse Kühnheit und ein selbstbewußtes Auftreten sieht man an ihr ebenfalls gern, wenn sie dabei, wie fast alle Ziegen, gesellig, zahm und zutraulich (kanntsam) ist.

Viertes Kapitel. Der Ziegen Nutzen.

Die Zeit ist noch gar nicht lange vorüber, da war es auf einmal Mode geworden, an der Ziege kein gutes Haar zu lassen. Sie war in keinen Schuh mehr recht. Man sah nur ihre schlimmen Eigenschaften, denn auch sie hat ihre zwei Seiten. Besonders ihr Diebesinn und ihre Naschhaftigkeit, ihr oft rasches Versiegen als Milchquelle, ihr Futtermwüsten, ihr Schadenmachen und Eindringen in geschlossene Gärten und Matten, vor Allem aber ihr Strauch-, Baum- und Waldverderben! Das wurde ihr unbarmherzig aufs Kerbholz geschrieben. „Ziegenverminderung!“ ertönte es links und rechts! Kleine Kühe her dafür! — und besonders „aus des Waldes düstern Gründen“ drang der grimme und oft mit Recht ergrimnte Forstmann auf die gute „Giwie“ ein. Allein als Gegentrumpf spielte das Volksbedürfnis hierauf ganz unbewußt „Ziegenvermehrung“ aus und der magere Prozeß endete hier mit dem fetten Vergleich, daß beide Theile zufrieden werden sollen: „man hüte die Ziege, wo sie Schaden machen kann.“ Ihr allgemeiner Nutzen aber wiegt den Schaden mehr als reichlich auf, denn nicht die Geiß schadet, sondern der Mensch, der sie nicht bewacht. Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf.

Die Ziege bringt als gutgepflegtes Stallthier den ganzen Sommer hindurch im Mittel doch ihre 3 Liter Milch. Das will für eine Arbeiterhaushaltung etwas heißen, besonders wenn man zwei oder drei halten kann und eine gute Milch schwer für den Arbeiter aufzutreiben ist, wie es sich ja manch' liebes, langes Jahr zutrug und auch wieder zutragen kann! Das macht tagtäglich, Verluste wie überall eingerechnet, doch immerhin bei 2 Ziegen täglich mindestens 5 Liter, bei 3 Ziegen täglich 7—8 Liter. Und was für Milch! so daß der Arbeiter auch von seinen „Ziegenkühen“ ebenfalls mit frohem Rechte, wie von seiner Wohnung, ausrufen kann: „klein, aber mein!“ so auch von seiner selbsterzeugten Milch: „mein, aber fein!“

Daß es da auch Futter, Zeit, im Stall Glück, Arbeit, Aufpassen und allerhand dazu braucht, versteht sich von selbst, aber die beste Rechnerin ist die Erfahrung. Sie bringt „Wissenschaft“, sagt der Mann aus dem Volke und sie hat sich für Ziegenhaltung entschieden!

In manchen Gegenden unserer Schweiz macht die Ziege dem Völklein, das sie besonders hochhält bei Lebzeiten, noch nach ihrem Tode ein sehr werthvolles Vermächtniß: nämlich ihr Fell, als einen Wetterschirm!

Der größte Theil der Urschweiz, besonders die Ob- und Midwaldner, die Entlebucher und andere Luzerner Bergbauern und Arbeiter lassen sich vielfach der Ziege Winterfell „liebern“ (weißgerben)! Daraus macht ihnen der Meister Sattler eine Art Rückenweste, welche auf den Rücken gepaßt, die Haare nach außen, mittelst den Vorderbeinen des Felles über der Brust und, mittelst der Hinterbeine, über die Hüften vorn am Bauche zusammengeknallt wird. Damit ist des Arbeiters ganzer Rücken vor'm Naßwerden geschützt, wenn er gebückt im Freien und bei Regen- und Schneewetter fortarbeiten muß, und geschähe es tagelang!

So ein Fell kostet etwa 6—12 Fr., je nach Größe, mit oder ohne Aermel, mit oder ohne Kapuze.

Das Ziegenfell ist in dieser Form eine vollkommen praktische und wohlfeile — Unfallversicherungsanstalt gegen Anfälle und Unfälle, welche sonst nirgends versichert werden können! Es ist gleichsam ein Unfallableiter, eine Art Haarpantzer, der — ganz im Ernste gesprochen — in keinem Bauernhause und in keiner Werkzeugvorrathskammer in mehrfachen Exemplaren fehlen sollte, für Land-, Garten-, Straßen- und Wasserarbeiter, ebensowenig für Maurer und Zimmerleute und noch weniger für Flößer, Holzer, Hirten*), Jäger, Fischer, Schiffer und Fuhrleute! — Doch —

Ueber Rathen und Studiren
Geht bekantlich das Probiren!**)

*) Den Geißbuben und Geißhirten fehlt dieser „Amtsmantel“ dort selten.

**) Muster wären etwa bei Sattler Keiser in Sarnen und wahrscheinlich auch bei anderen in der dortigen Gegend zu erhalten.

Fünftes Kapitel.

Die Pflege der Stallziege

Ist keine große Kunst für Leute, welche die Thiere lieb haben, und neben der Liebe, Vernunft und Geduld! Der Raum gestattet es nicht, allerlei Stall- und Futtereinrichtungen herzumalen und vorzuschlagen. Es kommt für unsern Zweck auch nicht darauf an, „man muß sich strecken nach der Decken.“ Gar manch' armes Frauehli erhält unter den ungünstigsten Umständen die zufriedenstellendsten Geschenke von ihrer Geiß, während der reiche Ziegenbauer beim besten Futter und umfangreichsten Stalle oft halb leer ausgeht.

Die Geißen wollen Geißenfutter! Von Allem das feinste, wenn auch nicht allzeit das beste, denn sie fressen sogar Unkraut, was andere Thiere verschmähen. Dazu ein wenig Allerhand: Laub, Gesträuch, sogar Misteln und Baumgezweig; dann aber ein wenig gutes Geleck. Alles pünktlich, zur Stunde, denn die Geiß führt eine gute Uhr. Alles fein säuberlich in vorsichtig abgetheilten Portionen muß man ihr bringen, sonst wird sie leicht noch schnäderfräßiger und ungefräß dazu. An gutem, frischen Quellwasser oder Trinkwasser darf's ihr nicht fehlen! Lieber einmal öfter, als einmal zu wenig tränken, wo möglich im Freien; und nicht etwa den Kübel hingestellt und fortgegangen, daß sie ihn umleert und ihr Lager naß wird.

Nässe, auch die geringste im Stalle, ist für sie Gift! drum auch für guten Abzug — der Gülle geforgt! Keine Luft — guter Duft! Hält's Geißli rund — die Milch gesund! Alle Tage ein wenig aber rechtbürsten, nicht grob. Ein staubiger Rock beißt ihr die Haut und macht „Langsammarshier.“ Läuse sind aber beschämend für die Geiß, wie für ihren Herrn.

Drum bei Leibe keinen Hühnerstall in der Nähe oder gar über dem Geißenstall. Auch der Schweinstall drum herum, oder gar Salve venia (Nummer Null) ist vom Uebel! Die Milch thut sehr kitzlich in solchen Sachen, sie nimmt alle „Gschmäcki“ an — denk dran!

Da meint man mit allen möglichen Kaufen und Grippen und Standvorrichtungen die gute Geiß zu „zwängen“, daß sie kein Futter schände, hilft Alles nichts. Das einzige sichere Gegenmittel ist, wie schon bemerkt, man darf das aber schon zweimal sagen: Ganz pünktlich füttern! Nicht zu viel auf einmal eingeben! (Wohl berechnen, gut beobachten; jede Geiß hat einen andern „Gout!“) Mäßig, aber recht mit dem G'leck! (da ist sie nicht schnäderfräßig!) Trocken und reinlich, lustrein und — Halt! noch eine Hauptsache: Nicht roh mit ihr umgehen! Die Geiß liebt den Menschen. Sie schließt sich an ihre Herrin oder ihren Herrn an — nach dem Hund am wärmsten. Gerade so muß der Ziegenbauer mit der Geiß sein. Gut! mild! manierlich! anhänglich und unterhaltlich! Sie versteht jedes Wort, verlass' Dich d'rauf. Das lockt die Milch noch einmal so leicht aus dem Euter! Du magst nun von hinten, wie der Appenzeller und alle Aelpfer, oder von der Seite melken! Gleichviel!

Und ach! das gute Thier wird so oft gerade im Gegentheil behandelt als wie es seine Natur verlangt! Wenn es ein klein wenig Humor, Schalkhaftigkeit und Temperament zeigt, bei ihr der Hauptcharakterzug, wie beim Roß!

„Es bigli mupft“,

„Es wengli stupft!“

Da versteht häufig weder Alt noch Jung, weder Kind noch Regel Spaß. Es wird auf ihr herumgehämmert mit Steckli, Faust und Gelte, als wenn sie des Dorfschmied's Ambos wäre!

„Was Du nicht willst, das man Dir thu“,

„Das füg' auch Deiner Geiß nicht zu!“

Sechstes Kapitel.

Einiges über Ziegenzucht.

Ueber dieselbe läßt sich in Kürze und für die Meisten, welche die Ziegen nur halten um eigene Milch zu haben, wenig sagen. Sehr Viele thun besser ihre Nutziegen anzukaufen, statt selber nachzuziehen. Da aber Jeder in den

Fall kommt, seine Ziegen zulassen und sie bis zum Gigen pflegen zu müssen, so wollen wir hier wenigstens einige Hauptgrundzüge mittheilen, worauf zu achten ist.

1. Ein schöner, kräftiger Bock ist auszuwählen, — wenn man Junge absetzen möchte — der am besten zur Ziege paßt.
2. Die Ziege trägt 20 bis 25 Wochen.
3. Dieselbe ist während der Trächtigkeit weder geringer noch besser zu füttern.
4. Das trüchtige Thier ist vor allen Stößen, Schlägen, Jagen und sonstigen Unregelmäßigkeiten sorgfältig zu hüten!
5. Kommt die Zeit zum Gigen, so löse man sie ab vom Seil und gebe ihr einen freien Stand, wo immer möglich!
6. Sie wird viel leichter gigen in Freiheit.
7. Man lasse dem Thiere Zeit und übereile sich nicht mit manueller Nachhilfe. Die meisten gefunden Ziegen gigen ohne Hilfe und das ist am besten.
8. Neulinge mögen Erfahrene zu Rathe ziehen, da man schriftlich über Säugen, Anbinden, Abtränken zc. keine Anweisung geben kann und überhaupt unser Raum dazu nicht ausreicht.
9. Noch merke, daß zur Nachzucht Junge nur von einer Geiß genommen werden sollten, die nicht jünger als zwei und nicht älter als sieben Jahre ist.
10. Ältere Geißen, welche stark gelbschleimige Junge zur Welt bringen, sind zur Zucht nicht mehr tauglich!

Siebentes Kapitel.

Gesundheitspflege.

Die Erkrankungen der Ziege sind im Allgemeinen selten und treten meistens nur in Folge fehlerhafter Pflege und Behandlung ein, wie bei allen Thieren und bei kleinen Kindern. Drum halte sie vor Allem im Stall so, wie ich oben bereits gesagt habe. Bei allem und stetem Zutritt guter Luft will die Ziege jedoch stets mäßig warm haben. Kälte kann sie nicht vertragen, bedenke, sie kommt aus Asien! und das Stallleben macht empfindlich. Masses Lager und gülliger Stand sind ihr die gefährlichsten Gesundheitsfeinde! Ein täglicher Spaziergang im Freien, sei's in einem Grasgarten, ohne junge Bäume, sei's an öden Halben und Wegen, im Geständ, von Deinen Kindern geführt, — aber nicht mißhandelt — thut ihr gut. „Doch wo es nicht kann sein, bleib' sie daheim.“

Arzneien helfen bei ihr nicht viel, besonders keine Einschlüpfungen von Flachsseim oder Fetten oder Oelen oder gar einem „Alkohöhlen!“ — Unsinn! Das verdirbt ihr den Magen erst recht. Ruhelassen und ein wenig hungern, aber nicht dürsten und einen vernünftigen kanntsamen Thierarzt fragen. Wo dieser fehlt, so ist ein alter Geißer oder Geißbauer oder eine alte vernünftige Geißbäuerin in der Nähe; aber thu' nicht zu viel d'ran! Laß' die Vermunft walten, und vor Allem:

Bedenke Deiner „Freundin“ Lebensgang,
Ihre Natur, ihren Stall! —
Red' alle Tag mit ihr dreimal,
Füttere vorsichtig und halt' sie blank!
Und Deine Geiß wird nie krank!

Achtes Kapitel.

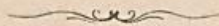
Von den Milchspeisen.

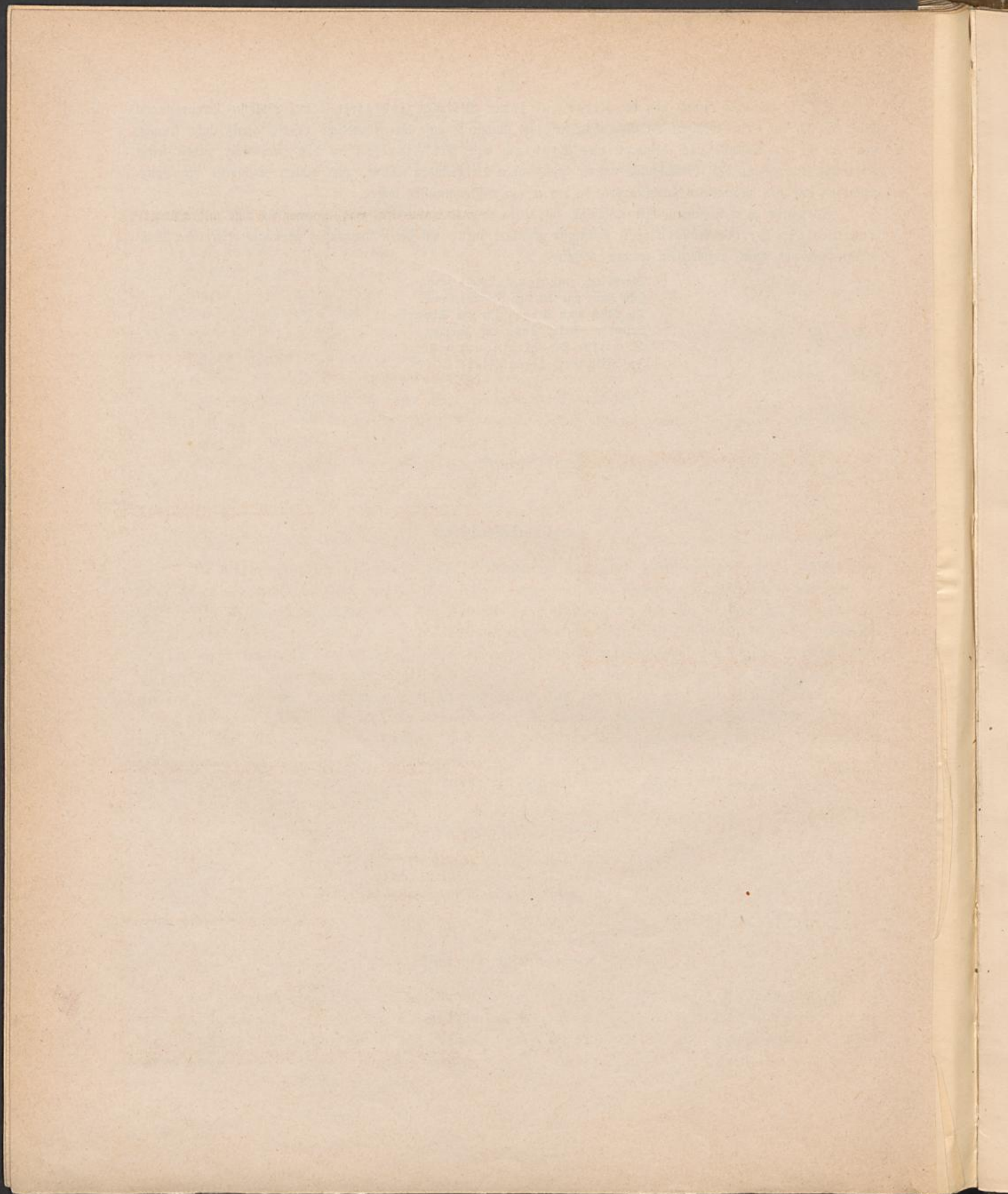
Ein Hauptfehler unserer Zeit ist, daß sie den vollen Werth der Milch als Nahrungsmittel gar nicht mehr kennen will. Zur Stärkung bei Gesunden und Kranken schreit Alles in erster Linie nach Fleisch und nach Wein, — Bier, — Most oder gar — nach Schnaps! — Da hört Alles auf! — Wer dagegen predigt, der predigt tauben Ohren!

Da ich nun aber einmal von der Ziege und ihrer Milchergiebigkeit so viel Böbliches hervorgebracht habe, als sich auf diesen wenigen Blättern thun ließ, so nimmt es mir die freundliche Leserin gewiß nicht krumm, wenn ich ihr am Schlusse noch dringend das Studium der Milchspeisen an das Herz lege, welche leider größtentheils auch aus dem Gedächtnisse unserer Hausfrauen verschwinden wollen, zum großen Nachtheile der Volksgesundheit und des allgemeinen Wohlstandes, da wo er am willkommensten wäre!

Es würde zu weit führen, hier einläßlich auf dieses Kapitel einzutreten, das gegenwärtig von mehreren gemeinnützigen Gesellschaften auf's Kräftigste gefördert wird, auf deren kommende, jedenfalls erfreuliche Maßnahmen wir vor Allem aufmerksam machen möchten!

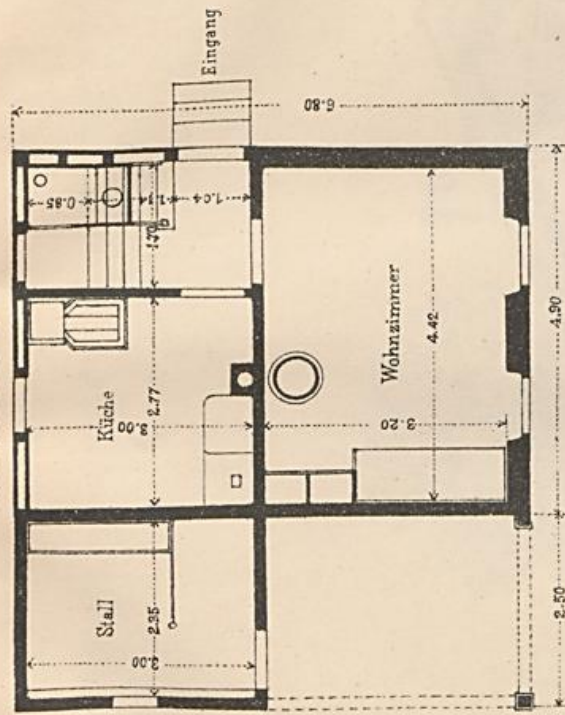
Die Milch, mein Freund erwäg's genau,
Hilft Jung und Alt zum Knochenbau!
Die Milch stärkt Magen Dir und Sinn,
Bringt nie Verlust, bringt nur Gewinn!
Die stärkste Schutzkraft, merke wohl!
Ist Milch auch gegen Alkohol!



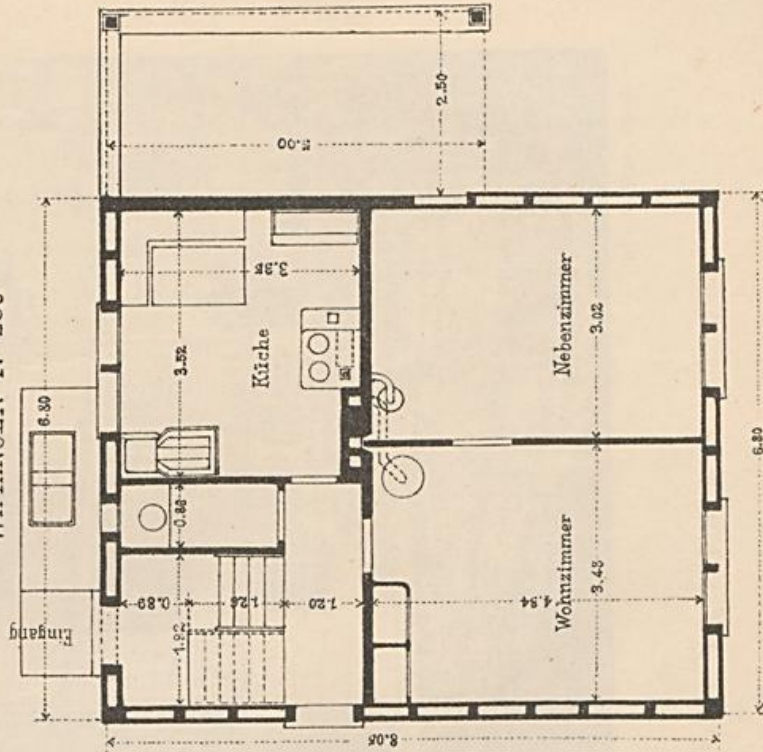


Grundrisse vom Erdgeschoss der drei Häuschen.

ALTSTETTEN

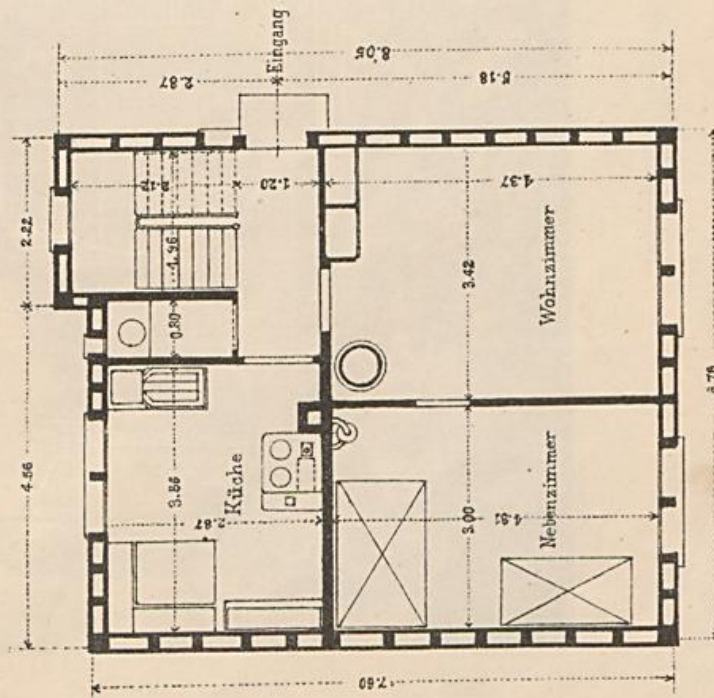


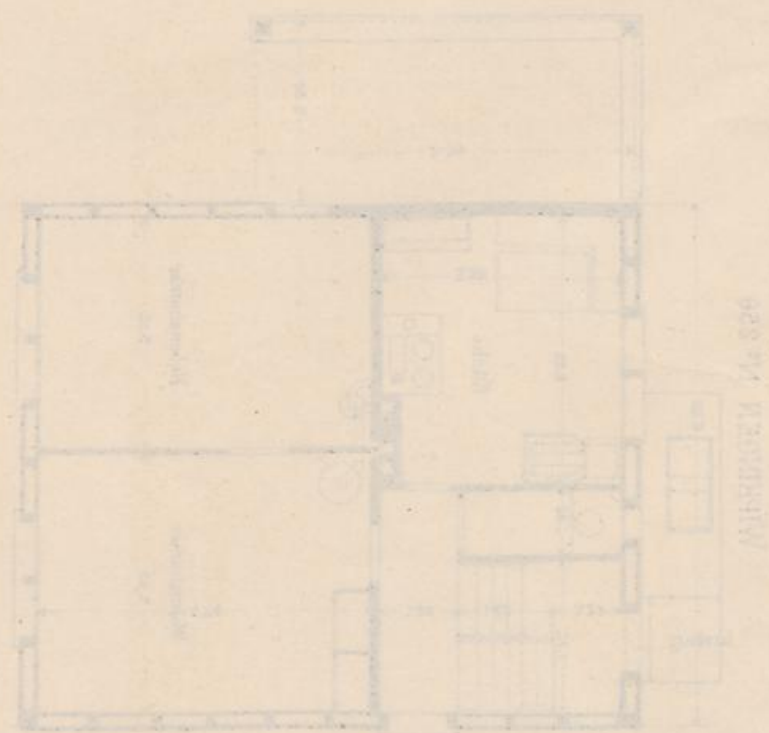
WIPKINGEN N° 256



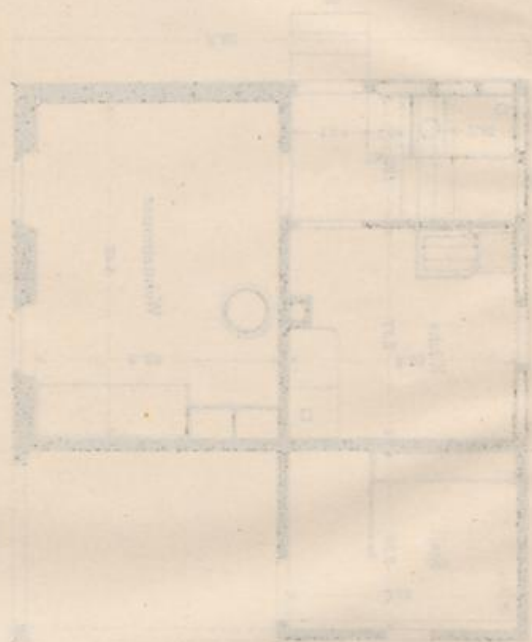
1:100

WIPKINGEN N° 255.

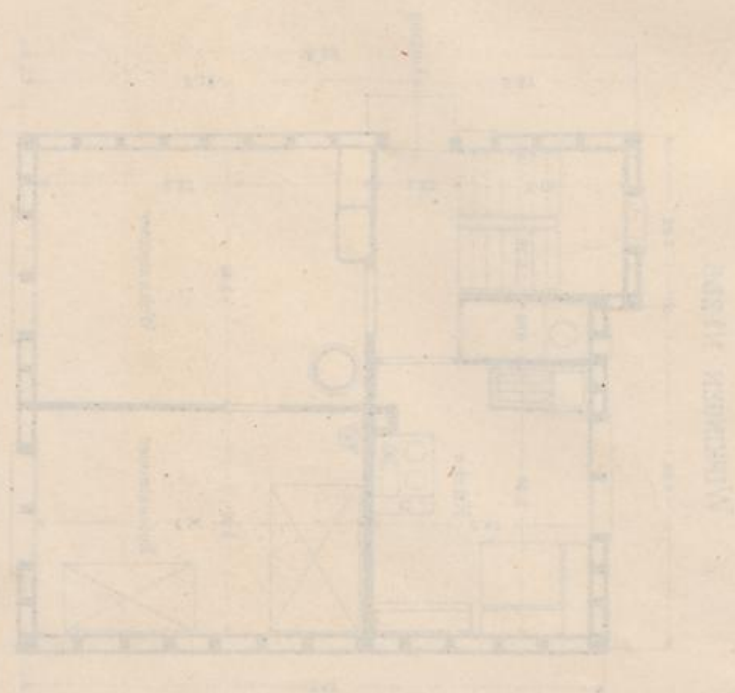




MANSION 14.826



MANSION 14.827

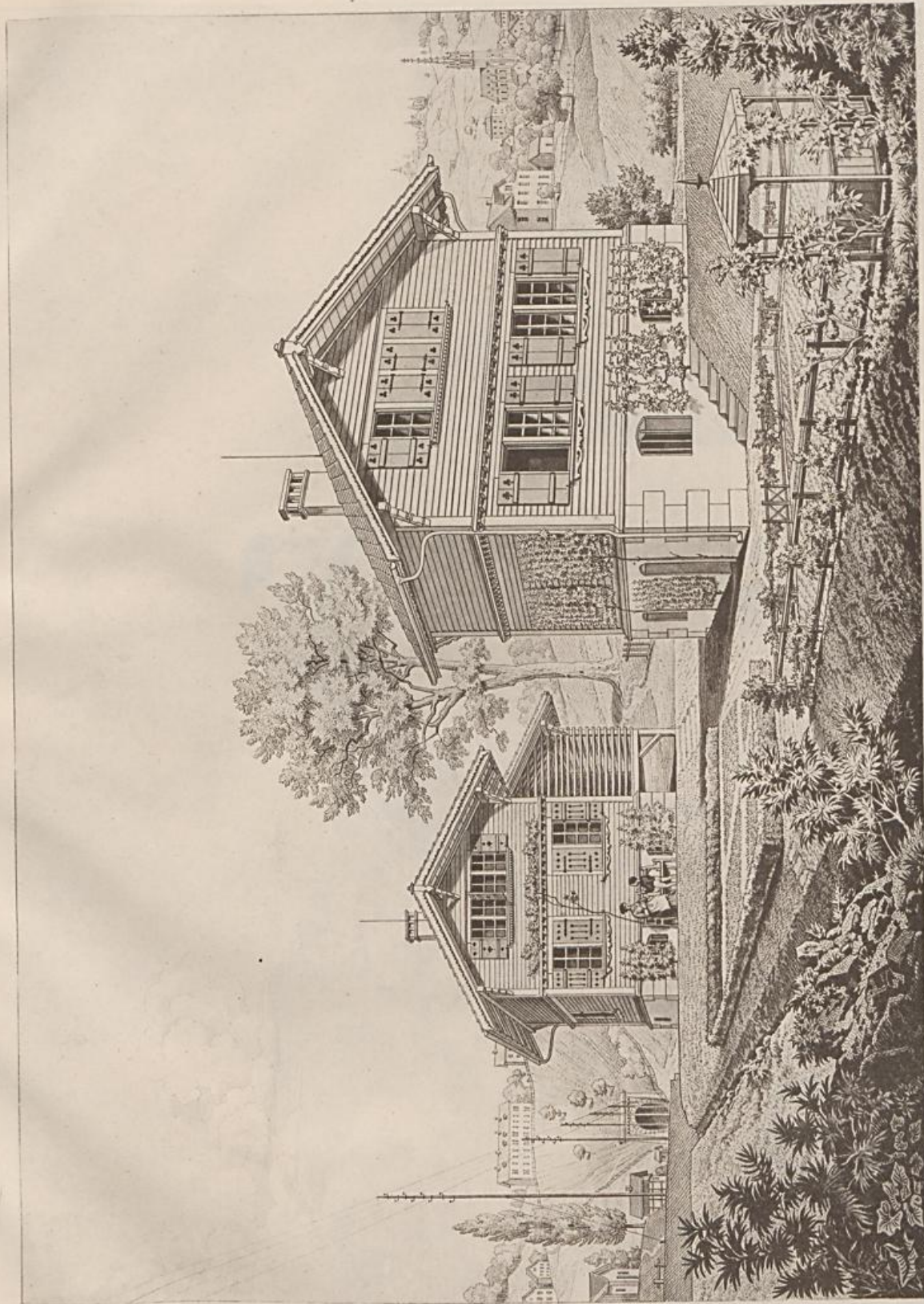


MANSION 14.828

1:100

Architectural floor plan of a building, labeled 'MANSION 14.829'. The plan shows a rectangular structure with a central hall, several rooms, a bathroom, and a kitchen. A staircase is located in the lower right quadrant. The drawing is a technical line drawing with dimensions and labels.

MANSION 14.829



Hofer & Burger, Zürich.

FAMILIENHÄUSCHEN IN WIPKINGEN No. 255 u. 256.

943 v. Ernst Gladbach.

БУДІВЕЛЬНИЦЬКА ІН. МІКІСЬКА № 322 п. 130





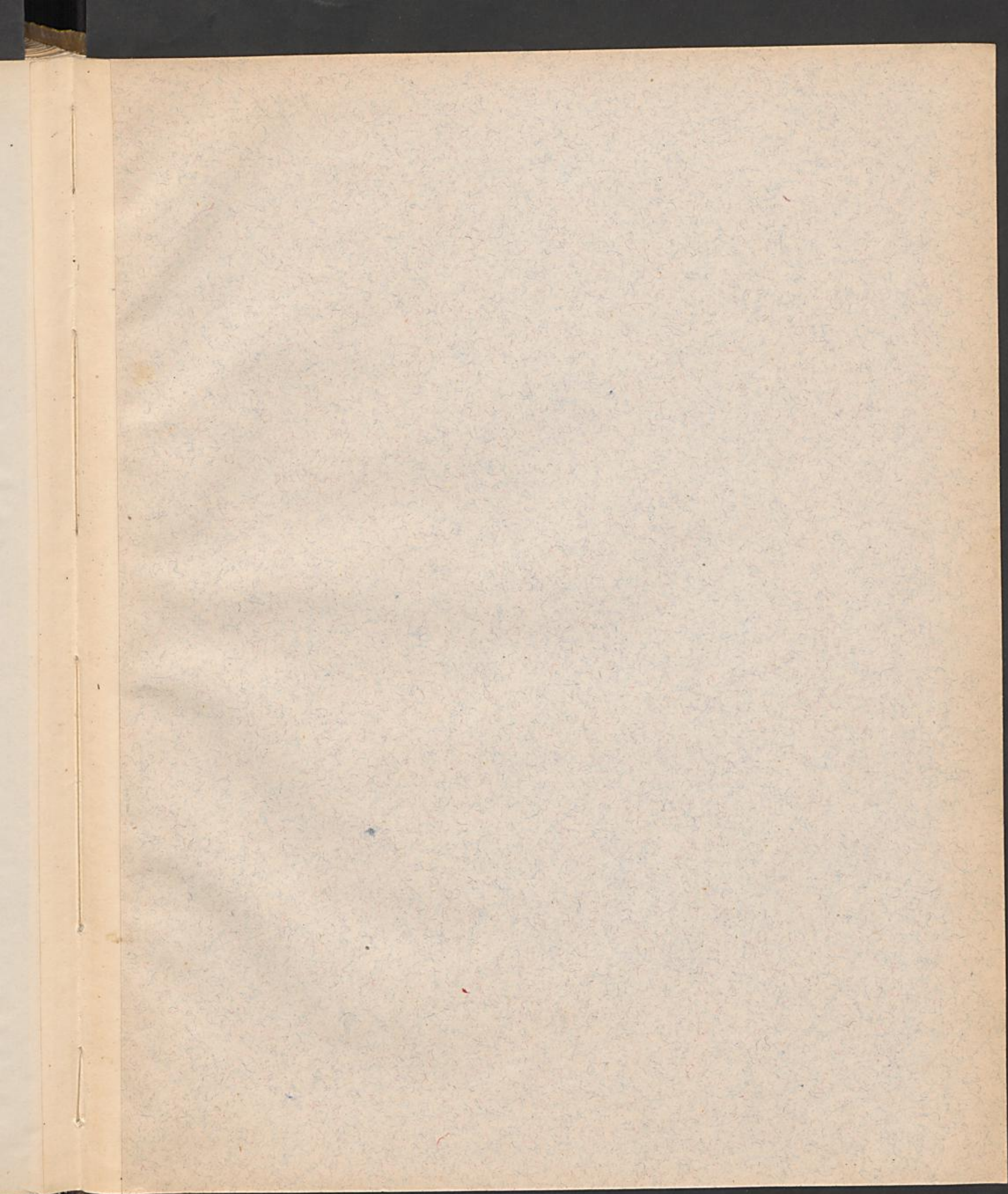
gez. v. Ernst Gladbach.

Hofer & Burger, Zürich.

FAMILIENHÄUSCHEN IN ALTSTETTEN.

PROFESSOR OF MATHEMATICS

1907, 136



Druck von Zürcher & Furrer in Zürich.

